P. o. gall.
2429
i(13

gall. 2429 ⁻(13

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . -- fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20139.

Die

Sieben Todsünden.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Dreizehnter Band.

V.

Trägheit.

Leipzig 1849.
Verlag von Chr. Ernst Kollmann.

Vetter Michel.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Leipzig 1849.
Verlag von Chr. E. Kollmann.

Bayerische
Staats-
Bibliothek

Lindauer'sche
Bibliothek

Vetter Michel

von

Eugen Sue.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Vorwort.

Erstes Kapitel.

Mögte vielleicht ein Maler die zauberische Trägheit des far niente in ihren reizendsten Zügen darstellen? . . . Wir wollen jetzt versuchen, ihm die Skizze zu einem Modell vorzulegen . . .

Florentine von Luceval, seit sechs Monaten verheirathet, ist noch nicht siebzehn Jahre alt; ihr Gesicht ist weiß und rosenfarbig; sie hat schöne, blonde Haare; obgleich von zierlichem und schlankem Wuchse, ist doch die junge Dame etwas beleibt; allein diese Körperfülle ist so ungemein vortheilhaft vertheilt, daß sie ihr noch einen Reiz mehr verleiht.

Die körperliche Haltung Florentinens, die

sich in einen Pudermantel von weißem Mousselin gehüllt hat, zeigt die unbefangenste Nachlässigkeit: halb sitzend, halb liegend auf einem weichen Armstuhl mit zurückgebogener Lehne, worauf sie gedankenlos mit ihrem reizenden Köpfchen ruht, streckt sie ihre Füßchen, mit niedlichen Pantoffeln bekleidet, nach einem schwellenden Kissen aus, indem sie mit ihren zarten Fingerspitzen auf ihren Knien eine Rose zerpflückt.

Während die junge Dame an einem offenen Fenster, welches die Aussicht auf einen Garten bietet, Platz genommen, läßt sie den Blick ihrer halbgeschlossenen blauen Augen über die spielenden Schatten und die Lichtbildungen hinschweifen, welche die goldenen Sonnenstrahlen erzeugen, die hier und da die bläuliche Dunkelheit einer schattigen Allee durchdringen . . . Am äußersten Ende dieses grünen Laubgewölbes ergießen zwei Schalen von weißem Marmor krystallhelle Wasserstrahlen in einander; das ferne Murmeln der fallenden Tropfen, das Zwitschern der Vögel, die warme Luft, das reine Blau des wolkenlosen Himmels, der balsamische Duft, den mehrere Gesträuche von Heliotrop und Japanischem Geißblatt verbreiten, . . . dies Alles

versenkt die junge Dame in das Entzücken seliger Beschauung . . . In weichlicher Ruhe hingestreckt, läßt sie ihre Gedanken allmählig erschlaffen wie ihren Körper, es kommt ihr vor, als durchdringe sie ein entkräftender Luftzug, und sie überläßt sich diesem wonnigen Gefühle völliger Auflösung ihres Wesens.

Während sich diese unheilbare Faulenzerin dem Zauber ihrer gewohnten Gemächlichkeit hingab, ereignete sich in einem nahen Zimmer folgender Auftritt:

Herr Alexander von Luceval, ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, braun, hager, aber kräftig; war soeben in das Schlafzimmer seiner Gemahlin getreten; die Ruhelosigkeit, die muthwillige Laune seiner Gemüthsart verrieth sich in seinen geringsten Bewegungen; er gehörte zu der Classe von Leuten, die mit dem Bedürfniß einer unaufhörlichen Geschäftigkeit begabt, oder vielmehr behaftet sind, die, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, Quecksilber in den Adern haben, und nicht eine Minute auf einer Stelle verweilen oder aushalten können, ohne sich bald hier, bald da, um des geringsten Beweggrundes willen,

Etwas zu schaffen zu machen; er schien an zehn Orten zu gleicher Zeit zu sein, und zwei schwierige Aufgaben mit einem Male zu lösen: die der beständigen Bewegung, und die des Ueberallseins.

Eben schlug es zwei Uhr, und Herr von Luceval, der mit Tagesanbruch aufgestanden war (er schlief höchstens vier bis fünf Stunden), hatte bereits die Hälfte von Paris theils zu Fuße, theils zu Pferde durchstreift. In dem Augenblicke, wo er in dem Schlafzimmer der Frau von Luceval erschien, fand er darin eine Kammerfrau derselben.

— Nun! — sagte ihr Gebieter mit kurzem, drängendem Tone, der ihm eigen war; — ist meine Frau wieder nach Hause? ist sie angekleidet? ist sie zum Ausfahren bereit?

— Die Frau Marquise ist ja gar nicht weggekommen, gnädiger Herr, — entgegnete Jungfer Lise, die Zofe.

— Wie! . . . meine Frau ist um elf Uhr nicht ausgefahren?

— Nein, gnädiger Herr, denn die gnädige Frau ist erst halb ein Uhr aufgestanden.

— Also diesen Ausgang wieder verschoben!

— sprach Herr von Luceval, indem er ungeduldig mit dem Fuße stampfte; dann fuhr er fort: . . .

— Aber ist sie denn wenigstens angekleidet?

— O nein, gnädiger Herr! . . . die gnädige Frau hat noch den Pudermantel um; . . . sie hatte mir nicht gesagt, daß sie ausfahren müßte.

— Wo ist sie? . . . — rief Herr von Luceval.

— In der kleinen Gartenstube, gnädiger Herr.

Einige Augenblicke darauf trat Herr von Luceval mit großem Geräusch in das Putzzimmer, wo die Träge gemächlich im Armstuhl ruhte; sie fühlte sich hier so wohl, . . . so wohl, . . . daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, nach dem Eintretenden sich umzusehen.

— Nun, wahrhaftig, Florentine, — sagte Herr von Luceval zu ihr, — das ist doch zum Auswachsen . . .

— Was denn! . . . mein Lieber? — sagte sie gedehnt, ohne sich zu rühren, und die Augen noch immer nach dem Garten gewendet.

— Du fragst mich, was denn? als ob Du

nicht wüßtest, daß wir um zwei Uhr zusammen ausfahren müssen . . .

— Es ist zu heiß . . .

— Aber Dein Wagen ist schon angespannt.

— Laß wieder abspannen; . . . nicht um ein Königreich . . . mögte ich fort von hier . . .

— Aber das ist wieder allerliebst! Du wußtest wohl nicht, wie unumgänglich nothwendig es ist, daß wir zusammen ausfahren . . . um so nothwendiger, da Du diesen Morgen nicht dahin gekommen bist, wo Du hinfahren solltest . . .

— Ich getraute mich nicht aufzustehen . . .

— So? aber wenigstens wirst Du Dich doch getrauen, Dich anzukleiden, und zwar augenblicklich? . . .

— Mein Lieber ... dringe nicht in mich...

— Höre, Florentine, Du scherzest wohl!?

— Ganz und gar nicht.

— Aber, noch einmal, die Einkäufe, welche wir zu machen haben, sind ja dringend nothwendig; das Hochzeitgeschenk für meine Nichte muß endlich vollends besorgt werden,... und das wäre schon seit acht Tagen geschehen . . . ohne Deine grenzenlose Gemächlichkeit . . .

— Du hast einen sehr guten Geschmack mein Lieber, . . . übernimm Du die Besorgungen dieses Geschenkes; ich müßte von einem Gewölbe zum andern eilen, Treppen auf, Treppen nieder, und ganze Stunden lang auf den Beinen sein; mir schwindelt bei dem bloßen Gedanken.

— Höre einmal, Frau, . . . das ist eine wahre Schande!

— Das widerlege ich Dir nicht.

— Kaum siebzehn Jahre alt . . . und so schrecklich träge, . . . es ist ja greulich.

— Köstlich . . . willst Du sagen . . . Siehe, . . . vorhin . . . ehe Du kamest, da fühlte ich mich so wohl, Du kannst Dir keinen Begriff davon machen; . . . ja, . . . ich schaute vor mich hin, so zu sagen, ohne Etwas zu sehen; . . . ich hörte das Wasser dort plätschern, . . . und nahm mir nicht einmal die Mühe zum Denken.

— Und das wagst Du zu gestehen? . . .

— Warum nicht?

— Nein . . . nein . . . ich glaube nicht, daß man auf der Welt noch ein Geschöpf fin-

den kann, das eine Abspannung zeigt, die der Deinigen gleich kommt.

— Und doch hast Du mir so manches Mal von Deinem Vetter Michel erzählt, der nach Deiner Behauptung an Trägheit mit Niemand verglichen werden kann ... Darum hat er sich vermuthlich auch noch nicht die Mühe genommen, Dich zu besuchen, seitdem wir verheirathet sind ...

— O, wirklich ... ihr könnt Beide mit einander wetteifern, ... und noch bin ich zweifelhaft, ob Deine Trägheit nicht die seinige übertrifft ... Aber, Florentine, jetzt Scherz bei Seite, ... kleide Dich an, damit wir fortkommen, ich beschwöre Dich.

— Und ich, mein lieber Alexander, ich meinerseits beschwöre Dich, übernimm Du die Besorgung: ich verspreche Dir auch, heute Abend im zurückgeschlagenen Wagen mit Dir ... nach dem Walde von Boulogne zu fahren ... dann ist es dunkel, da brauche ich nur einen Mantel umzunehmen und einen Hut aufzusetzen.

— Wie! ... heute ist ja aber Gesellschaftstag bei Frau von Saint Prix; schon zweimal hat sie Dich besucht, und Du bist noch

mit keinem Fuße zu ihr gekommen . . . Du wirst mir doch die Freude machen, mit hinzugehen . . .

—Da müßte ich mich erst anziehen, . . . mich putzen, . . . das ist zu langweilig.

—Aber, Frau . . . es ist nicht die Rede davon, was langweilig oder unterhaltend ist; es giebt Pflichten des geselligen Lebens, die erfüllt werden müssen . . . Du gehst mit zu Frau von Saint Prix . . .

—Die Gesellschaft wird sich ohne mich behelfen, wie ich mich ohne sie. Ich kann das Besuchen nicht leiden, und ich gehe nicht zu Frau von Saint Prix.

—Du wirst gehen . . .

—Nein, . . . und wenn ich einmal sage nein, so bleibt's dabei.

—Alle Wetter! Frau . . .

—Höre, mein Lieber, ich habe es Dir oft gesagt. Ich habe mich verheirathet, um aus dem Kloster zu kommen; . . . um alle Tage nicht eher aufzustehen, als es mir beliebt; . . . um keine Stunden mehr zu nehmen, um die Wonne des Müßiganges zu genießen, mit einem Worte, um meinen freien Willen zu haben.

— Das heißt aber doch schwatzen und sich geberden wie ein Kind, wie ein verzogenes Kind . . .

— Das mag sein . . .

— Ach! Dein Vormund hatte es mir wohl gesagt . . . warum habe ich ihm nicht geglaubt? Aber im Leben hätte ich mir nicht einfallen lassen, daß eine Gemüthsart, wie die Deinige, existiren könnte. Ich sagte bei mir, . . . bei einem jungen Mädchen von sechszehn Jahren . . . kann diese Unempfindlichkeit, diese Trägheit nichts Anderes sein als Langeweile, als der Widerwille, welchen das einförmige Klosterleben verursacht . . . Wenn sie einmal in die Welt getreten ist, so werden die Pflichten und die Vergnügungen des geselligen Lebens, . . . die Sorge für ihr Hauswesen, die Reisen, welche gemacht werden, ihre Schlaffheit besiegen, und . . .

— Das ist allerdings wahr, — sagte Frau von Luceval mit dem Tone des Vorwurfs, — unter dem Vorwande, daß Du noch drei Viertheile der Erde zu durchwandern hättest, . . . bist Du herzlos genug gewesen, mir acht Tage

nach unserer Hochzeit den Vorschlag zu machen, eine Reise zu unternehmen . . .

—Aber, Frau, das Reisen . . .

—Ach, lieber Mann, wenn ich nur davon reden höre, so graust mir schon! . . . Eine Reise, lieber Gott! . . . eine Reise! in diesem Worte liegt ja Alles enthalten, was es nur Mühseliges und Ermüdendes auf der Welt gibt! Ganze Nächte im Wagen oder in abscheulichen Gasthäusern zubringen; endlose Spaziergänge, Ausflüge machen, um die angeblichen Schönheiten der Gegend, . . . um die Merkwürdigkeiten fremder Länder zu besehen . . . Höre, lieber Mann, ich habe Dich schon dringend gebeten . . . rede mir nicht mehr vom Reisen . . . ich kann nur mit Schauder daran denken!!

—Ach, Frau . . . Frau . . . hätte ich das voraussehen können!! . . .

—Ich verstehe, . . . dann wäre ich nicht so glücklich gewesen, Frau von Luceval zu werden . . .

—Sage vielmehr, mich hätte nicht das Unglück betroffen, Dein Gatte zu werden.

—Sechs Monate nach der Hochzeit, . . . das klingt allerliebst.

— Aber beim Himmel! Weib, Du treibst mich aufs Aeußerste; . . . es gibt ja auf der Welt kein unglücklicheres Geschöpf, als ich bin; . . . endlich muß ich wohl meinem Herzen Luft machen.

— Immerhin, mache ihm Luft, aber nur mit Sanftmuth; . . . das Lärmen kann ich durchaus nicht leiden.

— Wohlan, Frau, . . . so will ich Dir . . . mit aller Sanftmuth sagen, . . . daß es die Schuldigkeit einer Frau ist, sich mit ihrem Hauswesen zu befassen, und daß Du Dich um das Deinige ganz und gar nicht bekümmerst; wenn ich nicht wäre, so mögte ich wissen, was daraus werden sollte.

— Das ist die Sache Deines Rechnungsführers, und überdies besitzest Du eine Thätigkeit, welche für zwei Personen ausreicht; die mußt Du doch gehörig verwenden.

— Ich sage Dir noch einmal . . . mit aller Sanftmuth, daß ich mir ein herrliches Leben geträumt hatte; . . . ich hatte mir vorgenommen, sobald ich verheirathet wäre, die sehenswürdigsten Länder zu bereisen, denn ich dachte bei mir: anstatt in der Fremde allein zu

sein, werde ich dann eine liebe Gefährtin bei mir haben; Beschwerden, Unfälle, selbst Gefahren werden wir mit heiterm Muthe zusammen ertragen.

— Ach, mein Gott! — murmelte Florentine, indem sie ihre schönen Augen gen Himmel richtete, — das getraust Du Dir auch noch zu gestehen!

— Welch ein Glück, sagte ich bei mir, — fuhr Herr von Luceval mit dem bittern Gefühle seiner getäuschten Hoffnungen fort, — welch ein Glück . . . in solcher Gesellschaft die interessantesten Länder zu besuchen . . . Aegypten . . .

— Aegypten! . . .

— Die Türkei . . .

— Ach, mein Gott! . . . die Türkei! . . .

— Und sogar, wenn Du die Frau gewesen wärest, die ich mir unglücklicherweise träumte, . . . bis nach dem Kaukasus vorzudringen.

— Nach dem Kaukasus! — rief Florentine aus, indem sie jetzt eine völlige sitzende Stellung einnahm, denn bis dahin hatte sie bei jedem geographischen Namen, den ihr Gemahl aussprach, sich allmälig etwas erhoben. — Ist es möglich! — fuhr sie fort, indem sie ihre zar-

ten Hände erschrocken faltete, — nach dem Kaukasus!

— Ei zum Henker! Frau . . . Lady Stanhope, die Herzogin von Plaisance und so viele Andere haben sich von solchen Reisen nicht abschrecken lassen.

— Nach dem Kaukasus! . . . das also war mir vorbehalten, das führtest Du hinterlistig im Schilde, als ich voll Vertrauen und in aller Unschuld . . . in der Kapelle von Mariä Himmelfahrt . . . Dir die Hand reichte . . . Ach! jetzt erst kann ich die schreckliche Eigensucht Deines Charakters beurtheilen. — Und mit Gemächlichkeit legte sie sich wieder auf ihren Armstuhl, indem sie wiederholte:

— Nach dem Kaukasus! . . .

— O, ich weiß es wohl, — fuhr Herr von Luceval mit Bitterkeit fort, — Du gehörst nicht zu den Frauen, die im Stande sind, sich gegen die Wünsche ihrer Gatten nur im Geringsten nachgiebig zu zeigen.

— Nur im Geringsten nachgiebig! . . . Aber warum schlägst Du mir denn nicht gleich eine Entdeckungsreise nach Tombuktu oder nach dem Eismeere vor! . . .

— Höre, Frau, die muthige Gattin eines ausgezeichneten Malers, Madame Biard, hat Muth genug gehabt, ihren Mann heiter und fröhlich nach dem Nordpole zu begleiten. Ja, — fügte Herr von Luceval mit zornigem Vorwurfe hinzu, — hörst Du wohl, Frau, . . . nach dem Nordpole.

— Ich höre es nur zu wohl, . . . geh nur, Du bist der boshafteste . . . oder der thörichteste unter allen Männern!

— Madame!

— Aber . . . mein Gott, was hält Dich denn zurück? . . . Du hast einmal eine Vorliebe, eine fixe Idee für das Reisen; . . . die Ruhe verursacht Dir Schwindel . . . so reise doch! geh nach dem Kaukasus, geh nach dem Nordpol, mache Dich auf, mache Dich schleunigst auf; . . . dabei können wir Beide nur gewinnen; . . . ich werde Dich dann nicht mehr mit dem Anblicke meiner schauderhaften Trägheit betrüben, . . . und Du wirst meinen Nerven nicht mehr durch die beständige Ruhelosigkeit beschwerlich fallen, welche Dich verhindert, nur einen Augenblick an einer Stelle zu bleiben, oder Andere an ihrer Stelle zu lassen

... Zwanzig Mal des Tages kommst Du zu mir herein, blos um das Vergnügen zu haben, hin und her zu gehen; oder aber ... man sollte es kaum glauben ... Du kommst hereingelaufen, und weckst mich früh um fünf Uhr, um mich zu einem Spazierritt einzuladen, ... oder mich nach der Schwimmanstalt mitzunehmen ... Hast Du mich nicht sogar dazu aufgefordert, ein wenig mit zu turnen? ... Turnübungen? kein Mensch auf der Welt als Du kann solche Einfälle haben! daher, ich wiederhole es Dir, Deine groben Zumuthungen, Dein beständiges Herumlaufen, dieses Lärmen, diese stete Bewegung, diese nie endende Geschäftigkeit, mit der Du behaftet bist, ärgern mich wenigstens eben so sehr, als Dich meine Trägheit ärgert; denn, kurz und gut, Du darfst nicht glauben, daß Du allein Dich zu beklagen hast, ... und da wir uns einmal die Wahrheit sagen, ... so erkläre ich Dir jetzt meinerseits, daß ein solches Leben mir unerträglich ist, und wenn das so fortgehen soll, so ist es mir unmöglich, es länger auszuhalten.

— Was willst Du damit sagen?

— Damit will ich sagen, daß wir sehr

thörícht wären, uns gegenseitig Zwang anzuthun und einander im Wege zu sein; Du hast Deine Lieblingsneigungen, ich habe die meinigen; Du hast Vermögen, ich auch; so wollen wir doch leben, wie es uns gut dünkt, und, um des Himmels willen, vor Allem wollen wir in Ruhe leben.

—Nun wirklich, Frau, ich bewundere Dich, das ist ja ganz allerliebst! Du bildest Dir wohl ein, ich habe mich verheirathet, um nicht mehr nach meiner gewohnten Weise zu leben? . . .

—Ei, mein Gott! lebe Du, wie es Dir beliebt; aber laß auch mich leben nach meinem Belieben.

—Es beliebt mir, Frau, mit Dir zu leben; . . . deshalb habe ich Dich geheirathet; Dir kommt es zu, Dich in meine Lebensart zu fügen. Ja, Madame, ich habe das Recht, es zu fordern, . . . und ich werde Willenskraft genug besitzen, es durchzusetzen.

—Herr von Luceval, was Sie da sagen, ist im höchsten Grade lächerlich . . .

—So! so! — sagte der Gatte mit spöttischem Lächeln, — meinst Du?

—Ungemein lächerlich, Herr von Luceval.

— Dann ist wohl auch das Civilgesetzbuch ungemein lächerlich?

— I nun, . . . da ich es nicht kenne, so mag ich nicht widersprechen, weil Du es in Betreff dieses Streites anführst.

— So vernimm, Weib, das Civilgesetzbuch erklärt mit Bestimmtheit, daß die Frau gehalten, genöthigt, gezwungen ist, ihrem Manne zu folgen . . .

— Nach dem Kaukasus?

— Ueberall hin, wo es ihm beliebt, sie mitzunehmen . . . Frau; nur vorausgesetzt, daß für ihre Sicherheit gesorgt ist.

— Höre, lieber Mann, ich bin eben nicht zum Scherzen aufgelegt, sonst würde ich Deine Erläuterung des Civilgesetzbuches sehr unterhaltend finden.

— Ich rede im Ernst, Madame, im vollen Ernst.

— Das kommt mir eben so komisch vor.

— Weib! . . . hüte Dich; treibe mich nicht aufs Aeußerste.

— Nun, drohe mir nur gleich mit dem Nordpol, damit wir einmal fertig werden.

— Ich werde Dir nicht drohen, Frau; aber

eins merke Dir: die Zeit der Schwachheit ist vorüber; also, wenn es mir genehm ist, auf Reisen zu gehen, . . . und das wird vielleicht eher geschehen, als Du denkst, . . . so werde ich Dich acht Tage zuvor davon in Kenntniß setzen, damit Du Zeit hast, Dich dazu einzurichten, und dann magst Du es gern thun oder nicht, sobald die Postpferde ankommen, mußt Du in den Wagen steigen.

Wie so viele Andere, hatte Herr von Luceval die Gewohnheit, ganz unbefangen Alles auf sich selbst zu beziehen. So hatte er oft auf seinen Reisen bei sich überlegt, daß er das Glück des Wanderlebens erst dann vollständig genießen würde, wenn er ein reizendes Weibchen stets an seiner Seite hätte. In der That, was kann wohl angenehmer sein, als seine Zeit mit einer lieblichen Gefährtin zu theilen, nachdem man den Tag über die Gipfel des Himalaja erklommen, oder in langer Caravane den Sand der Wüste durchzogen hat? . . . noch einmal, es läßt sich nichts Köstlicheres denken, . . . vorausgesetzt jedoch, daß die Neigungen des Wanderers von seiner Gefährtin getheilt werden. Leider wird von dem in manchem Ehebunde sich äußernden

Egoismus in unbefangener Eigenliebe jener Gegenseitigkeit, jener Gemeinschaft der Neigungen wenig Rechnung getragen, in deren Ermangelung lauter Uneinigkeit, Kälte, Verdruß und Zorn, mit einem Worte, offene oder versteckte Abneigung sich kund gibt.

Die Frau ist ihrem Gatten Gehorsam schuldig; die Frau muß ihrem Gatten folgen. Sobald diese beiden schönen Formeln ausgesprochen sind, stützt sich der Gemahl auf sein Recht, und übt es (wenn er kann) mit vollkommener Gewissensruhe aus.

—Und wenn ich es nun thue, so ist der Rechtsvollstrecker bei der Hand mit der Weisung im Namen des Gesetzes: Sie müssen Ihrem Gatten folgen.

—Recht schön, Weib, . . . lache nur, . . . über das Gesetz, . . . Du fühlst wohl, daß für eine so ernste, für eine so heilige Sache, wie der Ehestand ist, Bürgschaften nothwendig, aber auch vorhanden sind. Genau betrachtet können doch die Neigungen, das Glück, die Ruhe eines rechtschaffenen Mannes unmöglich der flüchtigen Grille eines verzogenen Kindes anheim gegeben werden!

— Der Grille! . . . sonderbar . . . Das Reisen ist mir im höchsten Grade zuwider, . . . ich kann nicht die geringste Ermüdung vertragen, und da es Dir gleichwohl beliebt, die Fortsetzung der Sage vom ewigen Juden zu liefern, sollte ich gezwungen sein, Dir zu folgen?

— Ja wohl, Madame, . . . und ich werde Dir beweisen, daß . . .

— Herr von Luceval, ich kann das Zanken nicht leiden, denn das ist eine wahre Arbeit, und zwar die allerverdrießlichste . . . Daher erkläre ich Dir in aller Kürze, daß ich Dich auf keiner von Deinen Reisen begleiten werde, wäre es auch nur eine Reise von hier nach St. Cloud; Du wirst sehen, ob ich meinem Entschlusse untreu werde . . .

Jetzt versenkte sich Florentine wieder in ihren Armstuhl, kreuzte ihre Füßchen über einander, ließ ihre Hände gemächlich über die Lehnen herabsinken, legte ihr Köpfchen zurück, und schloß die Augen . . . als müßte sie von einer heftigen Ermüdung ausruhen.

— Weib! — rief Herr von Luceval, —

daraus wird Nichts . . . dieses geringschätzige Schweigen ertrage ich nicht . . .

Er mogte aber sagen, er mogte angeben, was er wollte, er konnte durch alles Reden aus Florentinen kein Wörtchen herausbringen. Da er es endlich aufgab, dieses hartnäckige Schweigen zu besiegen, so ging er wüthend fort.

Herr von Luceval meinte es ganz aufrichtig mit seinen Ansprüchen. Als leidenschaftlicher Freund des Reisens fiel es ihm gar nicht ein, daß seine Frau nicht gleichfalls dafür schwärmen, oder nicht wenigstens thun sollte, als ob sie derselben Leidenschaft huldigte. Er konnte sich in ihr Widerstreben um so weniger finden, da er bei seiner Verheirathung mit Florentinen fest überzeugt gewesen war, ein Kind von sechzehn Jahren, eine Waise, die eben erst das Kloster verließ, könnte gar keinen eigenen Willen haben, und würde hingegen entzückt sein, reisen zu können, weshalb er sie durch diesen Vorschlag mit zarter Berechnung zu überraschen gedacht hatte.

So stand es mit Herrn von Luceval. Sein Notar erzählte ihm von einer sechzehnjährigen Waise, die alle Reize der Jugend und ein Ver-

mögen von mehr als einer Million besaß, welches bei ihrem Vormunde, einem großen Banquier, hinterlegt war, und 80,000 Livres jährliche Renten gewährte. Herr von Luceval dankte seinem Notar und der Vorsehung; er sah das junge Mädchen, fand sie ganz allerliebst, faßte heftige Neigung zu ihr, baute sein künftiges Lebensglück in thörichtem Wahne auf den Triebsand eines Herzens von sechzehn Jahren, . . . verheirathete sich, . . . und als er aus seinem Traume erwachte, war er Gimpel genug, sich über den Einsturz seiner Luftschlösser zu wundern, war er einfältig genug zu glauben, daß sein gutes Recht, daß sein Drängen, seine Drohungen, . . . daß Gewalt und Gesetz Etwas über den Willen einer Frau vermögten, welche zum passiven Widerstande ihre Zuflucht nimmt.

. . . .

Herr von Luceval hatte Florentine noch nicht lange verlassen, als Jungfer Lise, das Kammermädchen, mit bestürzter Miene hereintrat, und zu ihrer Gebieterin sagte:

— Ach, mein Gott! gnädige Frau . . .

— Nun, . . . was gibt es denn, Mädchen?

— Eine Dame, die sich Frau von Infreville nennt, ist unten . . . in einem Fiaker.

— Valentine . . . — sagte die junge Frau mit einiger Lebhaftigkeit, und mit dem Tone der Ueberraschung und Freude, — seit einer Ewigkeit habe ich sie nicht gesehen, . . . sie soll heraufkommen . . .

— Ach, gnädige Frau, das ist nicht möglich!

— Wie so?

— Die Dame hat bei dem Hausmanne nach dem Kammermädchen der Frau Marquise gefragt; man sagte es mir, und ich ging hinunter; die Dame, welche ganz blaß aussah, kam mit den Worten auf mich zu: — Jungfer, bitten Sie doch Frau von Luceval, sie mögte sich herunter bemühen . . . ich habe mit ihr über eine sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen; ... nennen Sie ihr nur meinen Namen . . . Frau von Infreville ... Valentine von Infreville ...

Kaum hatte Jungfer Lise diese Worte vollendet, so trat ein Kammerdiener ein, und sagte zu Florentinen:

— Können die Frau Marquise Frau von Infreville empfangen?

— Wie? — fragte Florentine voll Erstaunen, daß ihre Freundin so plötzlich ihren Entschluß geändert hatte, ist denn Frau von Infreville heraufgekommen? . . .

— Ja, gnädige Frau . . .

— Bitte sie, hereinzukommen, — sagte Frau von Luceval, indem sie aufstand, um ihrer Freundin entgegen zu gehen; sie umarmte sie herzlich, und blieb dann mit ihr allein.

Zweites Kapitel.

Valentine von Infreville war drei Jahre älter als Frau von Luceval, und contrastirte mit dieser auffallend, obgleich sie ebenfalls hübsch war; eine hohe Gestalt, Brunette, sehr schmächtig, ohne doch hager zu sein, mit schönen feurigen Augen, die eben so schwarz waren, als ihr langes dichtes Haar; ihre rothen Lippen, mit leichtem Flaum umgeben, ihre zart gefärbte Nase, die bei der geringsten Gemüthsbewegung sich ausdehnte, die außerordentliche Beweglichkeit ihrer Züge, ihr lebhaftes Geberdenspiel, ihre etwas männlich tönende Altstimme, Alles verkündete die feurige, leidenschaftliche Gemüthsart dieser jungen Dame. Sie hatte Flo-

rentinens Bekanntschaft in dem Kloster zum heiligen Herzen gemacht, wo sie Beide einen innigen Freundschaftsbund schlossen. Valentine hatte diesen Zufluchtsort verlassen, um sich ein Jahr früher als ihre Freundin zu verheirathen, die sie jedoch öfters im Kloster besuchte. Allein kurze Zeit vor Florentinens Verheirathung mit Herrn von Luceval hatte diese zu ihrer großen Verwunderung ihre Freundin nicht mehr gesehen, und ihre Verbindung beschränkte sich seitdem auf einen Briefwechsel, der von Seiten der Frau von Infreville ziemlich lau unterhalten wurde, da sie, ihrer Behauptung nach, die häuslichen Pflichten zu sehr in Anspruch nahmen. So sahen sich 'jetzt die beiden Damen nach einem Zeitraume von ungefähr sechs Monaten zum ersten Male wieder.

Als Frau von Luceval ihre Freundin zärtlich umarmt hatte, so bemerkte sie erst, daß sie bleich aussah und in heftiger Aufregung war, daher sagte sie zu ihr voll Unruhe:

— Mein Gott, Valentine, was fehlt Dir denn? Mein Kammermädchen sagte mir erst, Du wünschtest mich zu sprechen, aber Du mögtest nicht heraufkommen.

— Siehe, Florentine, der Kopf schwindelt mir, . . . ich bin ganz von Sinnen.

— Um Himmels willen, erkläre Dich . . . ich bin ganz erschrocken.

— Florentine, willst Du mich aus einer schrecklichen Gefahr erretten?

— Rede . . . rede doch . . . Bin ich nicht Deine Freundin, obgleich Du seit sechs Monaten nicht nach mir gefragt hast?

— Ich habe Unrecht gethan . . . ich bin vergeßlich, undankbar gewesen, . . . und dennoch wende ich mich jetzt an Dich.

— Nur dadurch kannst Du auf meine Verzeihung rechnen.

— Florentine! . . . Florentine! . . . Du bist noch immer, wie Du von jeher gewesen.

— Nun geschwind, was kann ich thun?

— Hast Du hier . . . was zum Schreiben nöthig ist? . . .

— Ja, dort, auf jenem Tische . . .

— Schreibe, was ich Dir dictiren werde . . . Ich bitte Dich flehentlich, nur das kann mich retten . . .

— Dieses Papier führt meinen Namenszug, . . . schadet das Nichts?

— Im Gegentheil, das paßt vortrefflich, da Du an mich schreiben sollst . . .

— Jetzt, Valentine, dictire, ich bin bereit.

Frau von Infreville dictirte nun mit unsicherer Stimme, indem sie zuweilen, von ihrer heftigen Aufregung überwältigt, innehielt, folgende Worte:

„Unser gestriges langes Beisammensein, meine theure Valentine, das übrigens der Zusammenkunft an voriger Mittwoch Nichts nachgab, hat mich so glücklich gemacht, daß ich auf die Gefahr hin, Dir selbstsüchtig und überlästig zu erscheinen, Dich noch um dieselbe Gunst für den Sonntag bitte . . .“

— Für den Sonntag bitte . . . — wiederholte Florentine, welche durch diesen Anfang sehr neugierig wurde.

Frau von Infreville fuhr fort zu dictiren:

„Unser Programm wird das nämliche sein.“

— Unterstreiche das Wort **Programm**, — fügte die junge Dame mit bitterm Lächeln

hinzu; — das ist ein Scherz; — dann fuhr sie fort:

„Unser Programm wird das nämliche sein: Um elf Uhr frühstücken, einen Spaziergang in Deinem herrlichen Garten, Beschäftigung mit Sticken, Musik und Plaudern bis um sieben Uhr, hierauf das Mittagessen, und dann auf- und abfahren im offenen Wagen in den Alleen des Wäldchens von Boulogne . . . wenn das Wetter schön ist, und nachher bringst Du mich wie gestern nach Hause."

„Antworte mir mit einem Ja oder einem Nein; wenn es aber irgend angeht, so möge es **ein Ja** sein, und Du wirst sehr glücklich machen Deine Freundin Florentine."

— Und Du wirst sehr glücklich machen Deine Freundin Florentine, — wiederholte Frau von Luceval, indem sie diese Worte niederschrieb; dann fügte sie lächelnd hinzu:

— Es ist wirklich recht grausam von Dir, daß Du mir solche Programme dictirst, welche in mir nur Wünsche und Sehnsucht erwe-

cken; indessen . . . die Stunde der Vorwürfe oder der Erklärungen wird sogleich erscheinen, und ich werde Rache nehmen . . . Bin ich fertig, meine liebe Valentine?

— Schreib meine Adresse auf den Brief . . . versiegele ihn, und laß ihn sogleich in meine Wohnung tragen . . .

Frau von Luceval stand auf, um zu klingeln; sie besann sich aber, und sagte zu ihrer Freundin mit einiger Verlegenheit:

— Valentine . . . ich bitte Dich inständig, halte das, was ich Dir jetzt sagen will, nicht für thörichte Neugierde . . .

— Erkläre Dich.

— Wenn ich nicht irre, . . . so ist der Zweck dieses Briefes, . . . es soll Jemand . . . vermuthen, . . . daß wir seit einiger Zeit mehrere Tage lang beisammen gewesen sind . . .

— Ja, . . . ja wohl, . . . so ist es, . . . und dann . . .

— Nun siehe, ich halte es für zuträglich, Dir mitzutheilen, daß mein Mann mit einer so wnnderbaren Geschäftigkeit begabt ist, daß er, obgleich fast immer abwesend aus seiner Wohnung, dennoch das Mittel gefunden hat, fast

immer bei mir zu sein, und acht bis zehn Mal täglich in mein Zimmer zu kommen, . . . so daß, wenn zufällig sein Zeugniß erfordert werden sollte, . . . er nicht ermangeln würde, zu sagen, daß er Dich niemals hier gesehen habe.

— An diese Gefahr habe ich schon gedacht; aber von zwei Uebeln muß man das geringste wählen . . . Ich bitte Dich, schicke nur diesen Brief augenblicklich durch Jemand von Deinen Leuten fort, . . . oder vielmehr . . . nein, . . . er könnte plaudern; . . . schicke ihn auf die Post . . . Er wird schon noch zu rechter Zeit in meine Wohnung gelangen.

Frau von Luceval schellte.

Ein Kammerdiener trat ein.

Sie wollte ihm eben den Brief übergeben, aber sie besann sich anders, und sagte zu ihm:

— Ist Baptist da?

— Ja, gnädige Frau, . . . er ist im Vorzimmer.

— Er soll hereinkommen.

Der Diener ging fort.

— Florentine, . . . warum denn jener Diener lieber als ein anderer? — fragte Frau von Infreville.

Mein Kammerdiener kann lesen; . . . ich halte ihn für sehr neugierig, und er könnte es sonderbar finden, daß ich an Dich schreibe, während Du doch hier bist . . . Der Lakai, den ich habe rufen lassen, kann nicht lesen; er ist ziemlich einfältig, und von ihm ist nicht zu befürchten, daß er aus der Schule schwatzt.

— Du hast Recht, . . . wirklich sehr Recht; da ich so unruhig bin, so hatte ich nicht daran gedacht.

— Die gnädige Frau hat mich rufen lassen? — sagte Baptist, der jetzt in das Zimmer trat.

— Du kennst doch die Blumenhändlerin, welche ihren Stand am Chinesischen Bade hat? — sagte Florentine zu ihm.

— Ja wohl, gnädige Frau.

— Geh hin zu ihr, und kaufe mir zwei große Sträußer gefüllter Veilchen.

— Schön, gnädige Frau.

Der Diener wollte gehen.

— Ach! . . . bald hätte ich es vergessen, — sagte Frau von Luceval, indem sie ihn zurückrief, — Du kannst diesen Brief gleich mit auf die Post geben . . .

— Haben die gnädige Frau Nichts weiter zu befehlen?

— Nein.

Baptist ging fort.

Frau von Infreville verstand recht wohl die Absicht ihrer Freundin, welche die Vorsicht gebraucht hatte, dem Diener den hauptsächlichsten Auftrag dem Anscheine nach nur gelegentlich zu ertheilen.

— Ich danke . . . ich danke, meine theure Florentine, — sagte sie mit Innigkeit zu ihr. — Ach, gebe der Himmel, daß Dein guter Wille mir nicht ohne Nutzen sei . . .

— Ich hoffe es, . . . ich wünsche es . . . aber . . .

— Florentine, höre mich an . . . die einzige Art, Dir für den großen Dienst, welchen Du mir jetzt erwiesen hast, meine Dankbarkeit zu beweisen, ist, daß ich mich Dir völlig offenbare, daß ich Dir Nichts verhehle . . . Vielleicht hätte ich dies zuerst thun, . . . und vor Allem Dir den Zweck dieses Briefes mittheilen sollen, anstatt Dir diesen Beweis Deiner Anhänglichkeit und Freundschaft zu entlocken; aber . . . ich gestehe es Dir, . . . ich fürchtete Deinen

Tadel und Deine Weigerung, . . . wenn ich Dir mittheilte, . . . daß . . .

Nach einem Augenblick schmerzlichen Zögerns sagte Valentine entschlossen, obwohl sie über und über erröthete:

— Florentine, . . . ich habe einen Geliebten.

— Valentine, das habe ich mir gedacht . . .

— O, ich bitte Dich . . . brich nicht den Stab über mich, ohne mich anzuhören . . .

— Arme, gute Valentine, . . . ich habe nur einen Gedanken, . . . er gilt dem Vertrauen, das Du mir beweisest.

— Ach! . . . wenn meine Mutter mir nicht fehlte, — erwiderte Valentine mit schmerzlichem Kummer, — so würde ich nicht zur Hinterlist, zur Lüge meine Zuflucht genommen haben; ich hätte die Folgen meines Fehlers ertragen, . . . denn ich habe wenigstens den Muth, für meine Handlungen einzustehen; . . . aber bei dem traurigen, krankhaften Zustande, in dem sich meine Mutter befindet, . . . würde ein ärgerlicher Auftritt ihr das Leben rauben . . . ach, Florentine, . . . wenn ich strafbar bin, . . . so bin ich auch sehr unglücklich; — so sprach

Frau von Infreville, indem sie sich mit heißen Thränen an die Brust ihrer Freundin warf.

— Valentine, ich beschwöre Dich, werde ruhig, — sprach Florentine, welche von der heftigen Gemüthsbewegung derselben angesteckt wurde, — vertraue meiner aufrichtigen Freundschaft. Sprich, schütte Dein Herz aus in meine treue Brust, das wird Dir wenigstens Trost gewähren.

— Ich habe keine andere Hoffnung, als die ich auf Deine Freundschaft setze. Ja, Florentine, ich glaube es, ich weiß es, daß Du mich liebst, und nur diese Zuversicht giebt mir die Kraft, Dir ein peinigendes Geheimniß anzuvertrauen; aber siehe, es giebt noch ein zweites Geständniß, wovon ich sogleich mein Herz befreien muß. Wenn ich nach langer Trennung zu Dir kam, und Dich um den großen Dienst anflehte, den Du mir erwiesen hast, so geschah es vielleicht weniger darum, weil ich unbedenklich auf Deine Freundschaft rechnete, als aus dem Grunde, weil Du unter allen Frauen, mit denen ich bekannt bin, die einzige bist, in deren Haus mein Gatte niemals gekommen ist. Jetzt höre mich an: als ich Herrn von Infreville

heirathete, warst Du noch im Kloster; damals warst Du sehr jung, und aus schüchterner Zurückhaltung habe ich Dir so Manches verschwiegen, und darum Dir auch nicht gesagt, daß ich mich verheirathet habe . . . ohne zu lieben.

— Gleich mir . . . — murmelte Florentine.

— Diese Verbindung war der Wunsch meiner Mutter, und sicherte mir ein großes Vermögen . . . Leider gab ich dem mütterlichen Einflusse nach, und, ich bekenne es, . . . ich ließ mich auch durch die Vortheile des vornehmen Standes verblenden. Ich heirathete also Herrn von Infreville . . . ach! ohne zu wissen, zu was ich mich verpflichtete . . . und um welchen Preis ich meine Freiheit verkaufte. Obgleich ich das Recht habe, mich über meinen Gatten zu beschweren, so sollte mir doch mein begangener Fehler jede Anklage verbieten . . . Indessen ist es doch nöthig, wenn ich auch meine Schwachheit nicht entschuldigen mag, daß Dir so zu sagen das Verhängniß klar wird, dem ich dabei zum Opfer fiel . . . Herr von Infreville hat einen ungesunden Körper, weil er sich in seiner Jugend allen Ausschweifungen hingegeben hat; er ist mürrisch, . . . weil er sich die Vergangenheit zurückwünscht;

gebieterisch und hart, weil er herzlos ist, wenigstens jetzt kein Herz mehr besitzt . . . Ich war in seinen Augen nie etwas Anderes, als ein armes, unbemitteltes Mädchen, das er mit seiner Hand beglückt hat, eigentlich nur, um eine Krankenwärterin zu haben. Lange Zeit hindurch übernahm ich diese Rolle, . . . ich unterzog mich derselben gewissenhaft, . . . eine peinliche, eine entehrende Rolle, weil an der Sorgfalt, die ich meinem Gatten widmete, das Herz keinen Antheil hatte; . . . aber ach! zu spät habe ich erkannt, wie schmachvoll meine Handlungsweise war . . .

— Valentine . . .

— Nein, nein, Florentine, ich bin nicht zu streng gegen mich . . . Ich habe Herrn von Infreville ohne Liebe geheirathet, ich habe in diese Verbindung gewilligt, weil er reich war; . . . ich habe ihm meine Seele und meinen Körper verkauft; das ist schmachvoll, sage ich Dir; . . . es ist eine Schändung vor Gott und Menschen . . . weiter Nichts . . .

— Noch einmal, Valentine, . . . Du klagest Dich mit Unrecht an, . . . Du hast weniger an Dich gedacht, als an Deine Mutter.

— Und meine Mutter dachte weit weniger an sich selbst, als an mich . . . Siehe, Florentine, der Reichthum des Herrn von Infreville hat mir den kindlichen Gehorsam nur zu leicht gemacht . . . kurz, ich ergab mich Anfangs in mein Schicksaal . . . Einige Zeit nach unserer Verheirathung fühlte mein Gatte, der bis dahin so leidend gewesen, daß er nicht ausgegangen war, eine bedeutend Besserung seines Befindens, die er vielleicht meiner Pflege zu verdanken hatte; aber von diesem Zeitpunkte an änderte er seine Lebensweise; . . . ich sah ihn fast nie mehr; er war immer außer dem Hause, und bald erfuhr ich, daß er eine Liebschaft hatte . . .

— Ach, arme Valentine! . . .

— Es war ein Mädchen, das Jedermann in Paris kannte; mein Mann unterhielt sie auf eine so glänzende, kostspielige Art, und so öffentlich, daß dieses strafbare Verhältniß durch die Reden des Publicums zu meiner Kenntniß kam. Ich wagte es, Herrn von Infreville einige Vorstellungen zu machen, nicht aus Eifersucht, ach, großer Gott! aber ich bat, aus Rücksicht auf mich, wenigstens den Schein des Anstandes zu bewahren. Gerade die milde Mäßigung meiner

Vorwürfe reizte meinen Gatten; er fragte mich mit der schamlosesten Geringschätzung, wer mir das Recht gegeben hätte, mich um seine Lebensweise zu kümmern. Mit groben Worten erinnerte er mich daran, daß ich ihm ein Glück verdankte, auf das ich nie hätte Ansprüche machen können, und da er mich ohne Mitgift geheirathet, so dürfe er wohl hoffen, meiner Vorwürfe fernerhin überhoben zu sein.

—Das ist schändlich . . . das ist abscheulich!

—Aber, — sagte ich zu ihm, — da Du so ungescheut Deine Pflichten verletzest, was würdest Du denn sagen, wenn ich die meinigen vergäße?

„—Zwischen Dir und mir ist kein Vergleich zu machen, — antwortete er mir. — Ich habe zu gebieten; Du hast zu gehorchen; Du verdankest mir Alles, ich bin Dir Nichts schuldig; laß Dir nur beikommen, Deine Pflichten zu vergessen, so jage ich Euch aus dem Hause, Dich sammt Deiner Mutter, die von meinen Wohlthaten lebt . . .“

—Das heißt aber doch die Schamlosigkeit, die Grausamkeit zu weit treiben . . .

— Ich hatte einen glücklichen Einfall, den mir das Ehrgefühl eingab; ich ging zu meiner Mutter, fest entschlossen, mich für immer von meinem Gatten zu trennen . . . und nicht zu ihm zurückzukehren. „Aber ich? was soll aus mir werden," sagte meine Mutter, „da ich so leidend, so elend bin? aus der Noth folgt für mich der sichere Tod; . . . überdies, mein liebes Kind, . . . eine Scheidung ist unmöglich, Dein Gatte hat das Gesetz für sich, so lange er seine Buhlerin nicht in Deiner Wohnung unterhält; er ist in seinem Rechte, und da er Deiner bedarf, da er sich an Deine Pflege gewöhnt hat, so wird er von einer Trennung Nichts hören mögen, er wird Dich zwingen, bei ihm zu bleiben; so mußt Du Dich denn in Dein Schicksal finden, mein armes, gutes Kind. Diese Liebschaft wird ja nicht ewig dauern; gedulde Dich nur, über kurz oder lang kommt Dein Gatte schon wieder; Deine Ergebung wird ihn rühren, und überdies ist seine Gesundheit so schwach, daß sein Verhältniß mit diesem Geschöpf gewiß das letzte der Art sein wird; dann wird Alles wieder sein, wie früher; glaube meinen Worten, liebes Kind, unter solchen Umstän-

den kann eine rechtschaffene Frau Nichts weiter thun, als dulden, harren und hoffen . . ."

— Wie? . . . Deine Mutter getraute sich, Dir . . .

— Wälze keine Schuld auf sie, Florentine, . . . sie fürchtete sich so sehr vor dem Darben . . . um meinetwillen, ich wiederhole es, mehr als ihretwegen; . . . und war denn, was sie sagt, nicht auf die Vernunft, auf das Recht, auf die Erfahrung gegründet, und völlig übereinstimmend mit den Ansichten der Welt? . . .

— Leider! . . . das ist nur zu wahr . . .

— Wohlan! so sei es, — sagte ich mit bitterm Schmerze zu mir, — mit Stolz zu widerstreben ist mir durch das Gesetz versagt; . . . die Ehe kann für mich nur noch eine entwürdigende Knechtschaft sein . . . Ich willige ein . . . Ich werde mir den niedrigen Sinn des Sclaven aneignen, aber auch seine Hinterlist, seine Treulosigkeit . . . seine Wortbrüchigkeit; im Grunde hat die Erniedrigung der Seele auch ihr Gutes; sie verbannt alle Bedenklichkeit . . . verscheucht alle Gewissensbisse . . . Von diesem Augenblicke an schloß ich die Augen: und anstatt gegen den

Strom zu kämpfen, der mich meinem Untergange zuführte, überließ ich mich ihm . . .

— Was willst Du damit sagen? . . .

— Jetzt, Florentine, bedarf ich die ganze Nachsicht Deiner Freundschaft . . . Bisher . . . verdiente ich vielleicht einige Theilnahme . . . aber . . . diese Theilnahme wird schwinden . . .

Die Unterredung der beiden Damen wurde jetzt durch das Kammermädchen der Frau von Luceval unterbrochen.

— Was willst Du? — fragte sie Florentine.

— Gnädige Frau; hier ist ein Brief von Ihrem Herrn Gemahl, den ein Eckensteher gebracht hat.

— Gieb her.

— Hier, gnädige Frau.

Als Florentine gelesen hatte, sagte sie zu ihrer Freundin:

— Kannst Du über Deinen Abend verfügen, und bei mir speisen? Mein Mann meldet mir eben, daß er nicht zu Tische kommen wird.

Nach kurzem Nachdenken entgegnete Frau von Infreville:

— Ich nehme Deine Einladung an, liebste Florentine.

— Frau von Infreville wird mit mir speisen, — sagte Frau von Luceval zum Kammermädchen; — und sage meinen Leuten, daß ich durchaus für Niemand zu Hause bin.

— Schön, gnädige Frau, — entgegnete Jungfer Lise, und ging fort.

Drittes Kapitel.

Herr von Luceval hatte demnach seiner Gemahlin gemeldet, daß er nicht zu Tische kommen würde; der Grund war folgender: in voller Wuth hatte er Frau von Luceval verlassen, fest entschlossen, von seinen Rechten Gebrauch zu machen und sie zu nöthigen, sich seinem Willen und seiner Vorliebe für das Reisen zu unterwerfen.

Er war erst wenige Schritte von seiner Wohnung gekommen, als ihn ein Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren anredete, der in seinem Aeußern feine Bildung verrieth, aber in seinen verlebten, die Spuren eines ungeregelten Lebens kund gebenden Zügen das Gepräge und die Runzeln eines zu frühen Greisenalters

an sich trug. Sein kaltes, hartes, trotziges Gesicht überzog sich beim Anblick des Herrn von Luceval mit dem Ausdruck der unter der feinen Welt gewöhnlichen Höflichkeit, er grüßte ihn ausnehmend artig, und fragte:

— Habe ich die Ehre, mit Herrn von Luceval zu sprechen?

— Ja wohl, mein Herr.

— Ich war eben auf dem Wege nach Ihrer Wohnung, um sowohl mich bei Ihnen zu entschuldigen, als Ihnen meinen Dank zu sagen.

— Bevor ich Beides annehme, darf ich doch wissen? . . .

— Wer ich bin? Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Ihnen dies nicht sogleich gesagt habe . . . Ich heiße von Infreville, und mein Name . . . ist Ihnen . . . glaube ich . . . nicht unbekannt . . .

— Wirklich, lieber Herr, — entgegnete Herr von Luceval, indem er, wie es schien, sich besann, — wir haben gemeinschaftliche Freunde, und ich wünsche mir Glück, daß ich das Vergnügen habe, Sie persönlich kennen zu lernen . . . Aber wir sind hier nicht weit von meiner

Wohnung, und wenn Sie mich gefälligst begleiten wollen, so stehe ich ganz zu Befehl.

— Es würde mir zunächst sehr leid thun, daß ich Ihnen die Mühe machen sollte, nach Hause zurückzukehren; . . . dann aber, wenn ich es sagen muß, — fügte Herr von Infrville lächelnd hinzu, — würde ich mich auch scheuen, mit Frau von Luceval zusammenzutreffen.

— Warum das, mein Herr?

— Ich habe ihr so großes Unrecht gethan, lieber Herr, . . . daß ich Sie um die Freundlichkeit bitten muß, Frau von Luceval zu bewegen, daß sie mir gestattet, mich durch ihre Vermittelung zu entschuldigen, bevor ich die Ehre haben kann, ihr vorgestellt zu werden.

— Verzeihen Sie, mein Herr, — sagte Florentinens Gemahl, dessen Verwunderung immer mehr zunahm, — ich verstehe Sie nicht . . .

— Ich werde sogleich deutlicher sprechen, lieber Herr . . . Aber wir sind ja hier in der Nähe der Elysäischen Felder; wenn es Ihnen genehm ist, so plaudern wir im Gehen.

— Ich stehe zu Befehl.

Herr von Luceval, der auch im Gehen seine gewohnte Beweglichkeit bewies, fing an, seine

Schritte zu beschleunigen, während Herr von Infreville ihn begleitete, oder vielmehr ihm nachfolgte, weil er um seiner Schwächlichkeit willen große Mühe hatte, neben seinem flüchtigen Gefährten zu bleiben; gleichwohl setzte er die Unterhaltung fort, und sagte mit etwas keuchender Stimme:

— Es ist wahr, lieber Herr, als ich soeben die Ehre hatte, Ihnen meinen Namen zu nennen, . . . und dabei bemerkte, daß er Ihnen vermuthlich nicht unbekannt sein würde, so antworteten Sie mir, wir hätten in der That gemeinschaftliche Freunde . . . und ich . . . Aber, entschuldigen Sie, . . . ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, — sagte Herr von Infreville, indem er ganz athemlos seine Rede unterbrach.

— Und was betrifft diese, mein Herr?

— Ich mögte Sie bitten, etwas weniger rasch zu gehen, . . . meine Brust taugt nicht viel, . . . und ich muß keuchen, wie Sie sehen.

— Ich vielmehr habe Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich so schnell gehe; es ist eine üble Angewohnheit, die man schwer los werden kann; . . . übrigens, wenn Sie es wün-

schen, können wir uns ja setzen, hier sind Stühle . . .

— Das nehme ich dankbar an, lieber Herr, — sagte Herr von Infreville, indem er sich auf einen Stuhl warf, — das nehme ich mit Freuden an.

Als die beiden Herren sich zurecht gesetzt hatten, fuhr Herr von Infreville fort:

— Erlauben Sie mir die Bemerkung, lieber Herr, daß mein Name Ihnen noch durch eine andere Vermittelung bekannt sein muß, als durch die unserer gemeinschaftlichen Freunde.

— Durch welche Vermittelung, mein Herr?

— Nun . . . durch die der Frau von Luceval.

— Meiner Frau?

— Allerdings, lieber Herr. Zwar habe ich bisher noch nicht die Ehre gehabt, ihr vorgestellt zu werden, wie ich bereits bemerkte, und ich bat Sie, freilich ein wenig spät, deshalb um Verzeihung. Sie werden nachsichtig sein, nicht wahr? denn ich konnte lange Zeit nicht ausgehen. Ich mögte Sie daher daran erinnern, lieber Herr, daß wir, da meine Frau mit Ihrer Frau Gemahlin einen vertrauten Freund-

schaftsbund geschlossen hat, durch die Vermittelung unserer Damen einander nicht fremd sind. Ihre Freundschaft rührt vom Kloster her, und ist ohne Unterbrechung sich gleich geblieben, da beide Frauen einander fast täglich besuchen, und . . .

— Verzeihen Sie, mein Herr, — unterbrach ihn Herr von Luceval mit einem Blicke des Erstaunens, — da findet wohl ein Irrthum statt?

— Ein Irrthum?

— Oder eine Verwechselung der Namen.

— Wie sollte das sein, lieber Herr?

— Ich bin fast immer bei meiner Frau; sie nimmt wenig Besuche an, und ich habe niemals das Vergnügen gehabt, Frau von Infreville bei ihr zu sehen.

Valentinens Gemahl schien gar nicht glauben zu können, was er hörte, und sagte mit gedämpfter Stimme:

— Sie sagten . . .

— Daß ich niemals die Ehre gehabt habe, Frau von Infreville bei meiner Frau zu sehen...

— Das ist unmöglich, mein Herr, . . . meine Gattin ist beständig bei der Ihrigen!

— Ich wiederhole Ihnen, daß ich niemals Frau von Infreville bei Frau von Luceval gefunden habe.

— Niemals! . . . — rief Valentinens Gemahl mit solcher Bestürzung aus, daß Herr von Luceval ihn voll Verwunderung anblickte, und entgegnete:

— Darum, mein Herr, machte ich bereits die Bemerkung, daß ohne Zweifel eine Verwechselung der Namen stattfindet, . . . da Sie mir sagten, Ihre Frau Gemahlin besuche die meinige alle Tage.

Herr von Infreville wurde ganz bleich; dicke Schweißtropfen bedeckten seine kahle Stirn. Ein bitteres, grimmiges Lächeln ruhte auf seinen blassen Lippen; bald aber beherrschte er sich, und wollte, einem Fremden gegenüber, die Sache nehmen als Mann von gutem Tone, wie man zu sagen pflegt; er entgegnete etwas höhnisch:

— Zum Glück . . . geschieht dies unter Ehemännern, mein Herr . . . und wir müssen mit einander ein wenig Mitleid haben . . . im Grunde . . . kommt doch Jeder an die Reihe, denn man weiß ja nicht, was geschehen kann . . .

— Wie meinen Sie das, mein Herr?

— Ach! . . . mein allerdings noch unbestimmtes Mißtrauen war nur zu wohl begründet . . . — murmelte Herr von Infreville mit Ingrimm, — warum habe ich nicht eher nach der Wahrheit geforscht! . . . o, die Weiber! . . . die Weiber! . . .

— Noch einmal, mein Herr, erklären Sie Sich gefälligst . . .

— Lieber Herr, — entgegnete Herr von Infreville fast mit feierlichem Tone, — Sie sind ein gebildeter Mann, ich vertraue Ihrer Redlichkeit, und halte mich überzeugt, daß Sie mir Ihr Zeugniß nicht verweigern werden, wenn es sich darum handelt, einen ehrlosen Wicht zu beschämen und zu züchtigen . . . denn nunmehr errathe ich Alles . . . O, die Weiber! . . . die Weiber! . . .

Da Herr von Luceval befürchtete, die Ausrufungen seines Gefährten mögten die Aufmerksamkeit anderer Personen auf sich ziehen, welche nicht weit von ihnen saßen, so suchte er ihn zu beschwichtigen; da bemerkte er zufällig den Lakai, welcher von Valentinens Freundin den Auftrag

erhalten hatte, einen Brief auf der Post abzugeben.

Dieser Mensch, der ein wenig einfältig war und gern Maulaffen feil hielt, schlenderte daher mit dem Briefe in der Hand; Herr von Luceval, welcher diesen Brief erblickte, den Florentine vermuthlich nach dem heftigen Streite am Morgen geschrieben hatte, konnte seine Neugierde nicht überwinden. Er rief den Lakei, welcher herbeieilte, und fragte ihn:

— Wo willst Du hin?

— Gnädiger Herr, ich soll Veilchen für die gnädige Frau kaufen, und diesen Brief auf die Post tragen.

Er zeigte seinem Herrn das Billet.

Dieser nahm es ihm ab, blickte auf die Adresse, und konnte eine Geberde der Verwunderung nicht zurückhalten; dann aber besann er sich, und sagte zu dem Diener, indem er ihm winkte, sich zu entfernen:

— Es ist gut, . . . ich werde den Brief besorgen.

Als der Lakai fort war, sagte Herr von Luceval zu Valentinens Gemahl:

— Entschuldigen Sie, mein Herr, . . . ich

hatte eine Ahnung, welche mich nicht getäuscht hat; . . . dieser Brief meiner Gattin ist an Frau von Infreville gerichtet.

— Aber dann, — rief Herr von Infreville mit neu erwachender Hoffnung aus, — dann sehen Sie doch, daß wenigstens . . . meine Frau und die Ihrige mit einander im Briefwechsel stehen . . .

— Das ist wahr, mein Herr, aber ich erfahre es heute zum ersten Male.

— Lieber Herr, ich fordere Sie auf, . . . ich beschwöre Sie, diesen Brief zu erbrechen; . . . er ist an meine Frau adressirt, . . . ich nehme die Verantwortlichkeit ganz allein auf mich . . .

— Hier ist der Brief, mein Herr, lesen Sie ihn, — erwiderte Herr von Luceval, der nicht weniger darauf gespannt war, die Wahrheit zu erfahren, als Valentinens Gemahl.

Als dieser das Billet gelesen hatte, so rief er aus:

— Lesen Sie, Herr, . . . da mögte man närrisch werden; . . . in diesem Briefe rinnert Ihre Frau die meinige, daß sie gestern den ganzen Tag mit einander zugebracht haben; dies sei ein

nicht weniger angenehmer Tag, wie sie schreibt, als vorige Mittwoch gewesen, und sie ladet sie ein, sich auf den Sonntag wieder einzufinden . . .

— Und ich schwöre Ihnen auf meine Ehre zu, Herr von Infreville, — entgegnete Herr von Luceval, nachdem er Florentinens Brief gleichfalls mit bestürzter Miene gelesen hatte, — ich schwöre Ihnen, daß gestern meine Frau zu Mittag aufgestanden ist, . . . daß ich sie mit großer Mühe dazu bewogen habe, gegen drei Uhr mit mir auszufahren; als wir nach Hause kamen, haben wir gespeist, und nach Tische kamen zwei Damen unserer Bekanntschaft zum Besuch, welche den Abend über bei uns blieben . . . Was die Mittwoch anlangt, so erinnere ich mich genau, daß ich mehrere Male bei meiner Frau in ihrem Zimmer war, und ich versichere Ihnen nochmals auf meine Ehre, daß Frau von Infreville diesen Tag nicht bei uns zugebracht hat.

— Nun aber, wie wollen Sie diesen Brief erklären?

— Ich mag ihn gar nicht erklären; ich sage Ihnen blos, was die Wahrheit ist . . . Mir

liegt es eben so sehr als Ihnen am Herzen, das können Sie mir glauben, hinter dieses Geheimniß zu kommen.

— O! ich werde mich rächen, — rief Herr von Infreville wüthend aus. — Jetzt habe ich keinen Zweifel mehr! Seit einiger Zeit hatte ich erfahren, daß meine Frau zuweilen ganze Tage lang nicht zu Hause ist; ich schöpfte einigen Verdacht . . . ich fragte sie nach der Ursache dieser Abwesenheit, und sie antwortete mir, sie wäre oft ganze Tage lang bei einer ihrer Freundinnen vom Kloster her, Frau von Luceval mit Namen . . . Dieser Name war sehr ehrenwerth, die Sache auch so leicht möglich, und der Ton, mit dem meine Frau diese Angabe machte, so aufrichtig, daß ich Thor genug war, ihr zu glauben . . . indessen konnte ich mein Mißtrauen nicht ganz los werden, und da ich sowohl mich genauer zu unterrichten, als auch mich Ihnen schicklicher Maßen zu nähern wünschte, so entschloß ich mich, Sie aufzusuchen, und da sehen Sie nun, welche Entdeckung ich machen muß . . . O, die Schändliche! . . . die Ehrlose! . . .

— Ich bitte Sie, werden Sie ruhig, — sagte Herr von Luceval, der sich alle Mühe

gab, den Zürnenden zu beschwichtigen, — die Lebhaftigkeit unserer Unterhaltung zieht die Augen der Leute auf uns . . . Man sieht uns an; wir wollen einen Fiaker nehmen, . . . wir wollen augenblicklich . . . nach meiner Wohnung fahren; das Geheimniß muß sich aufklären; ich zittere bei dem Gedanken, daß meine Frau aus unbesonnener Dienstfertigkeit sich vielleicht zur Mitschuldigen bei einer so schändlichen Lüge hergegeben hat . . . Kommen Sie, Herr, kommen Sie . . . Ich rechne auf Sie, und eben so können Sie auf mich zählen; es ist Pflicht, daß ein Ehrenmann dem andern beisteht, daß sie einander unter so traurigen Verhältnissen zu Hilfe kommen; wir müssen der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen, und die Schuldigen dürfen nicht ungestraft bleiben.

— Ja, ja! Herr, vereint wollen wir Rache nehmen . . . unversöhnliche Rache, — murmelte Herr von Infreville.

Da durch die heftige Gemüthsbewegung seine Schwäche zunahm, so war er genöthigt, sich auf den Arm seines Verbündeten zu stützen, um sich, bebend vor Zorn, nach einem Wagen zu begeben, welchen sie Beide bestiegen.

Ungefähr eine Stunde nach diesem zufälligen und verhängnißvollen Zusammentreffen der beiden Eheherren erhielt Florentine das Billet des Herrn von Luceval, in dem er ihr meldete, er werde nicht zu Tische kommen.

Während sich das Ungewitter am ehelichen Himmel immer drohender aufthürmt, wollen wir uns wieder nach den beiden jungen Freundinnen umsehen, die nach dem Weggange des Kammermädchens, welches den Brief des Herrn von Luceval gebracht hatte, allein geblieben waren.

Viertes Kapitel.

Als die beiden Damen sich wieder ungestört unterhalten konnten, sagte Frau von Infreville zu ihrer Freundin:

— Du hast mich eingeladen, den Rest des heutigen Tages bei Dir zu bleiben, und ich habe die Einladung angenommen, meine gute Florentine, sowohl um bei Dir sein zu können, als auch, um im unglücklichen Falle meiner Dichtung einen Anstrich von Wahrheit zu geben . . .

— Aber wie ist es nun mit meinem Briefe? . . .

— Man muß glauben, ich bin schon von Hause fort gewesen . . . und bei Dir angelangt, nachdem Du ihn bereits abgeschickt.

— Das ist richtig . . .

— Jetzt, Freundin, . . . nehme ich Deine ganze Nachsicht, vielleicht auch Dein Mitleiden in Anspruch in Betreff des Geständnisses, das ich Dir noch abzulegen habe . . .

— Mitleiden! Nachsicht! kannst Du nicht schon im Voraus sicher darauf rechnen, arme Valentine? . . . Da Du in Deinen ehelichen Verhältnissen so unglücklich warst, da Du so bitter gekränkt, gedemüthigt, herabgewürdigt worden, wer sollte Dich nicht beklagen? wer Dich nicht entschuldigen? Aber fahre fort . . . ich bin ganz Ohr . . .

— Ich weiß nicht, ob ich Dir schon mitgetheilt habe, daß wir das erste Stockwerk im Palaste des Herrn von Infreville bewohnen; die Fenster meines Schlafzimmers gehen auf der einen Seite unmittelbar nach einem Gärtchen hinaus, das zu dem Erdgeschoß des Nachbarhauses gehört. Ungefähr ein Vierteljahr zuvor, ehe ich die Entdeckung machte, daß mein Gemahl eine Liebschaft hatte, als er noch sehr leidend war, wurden plötzlich in dem Garten und der dazu gehörigen Wohnung, welche seit langer Zeit unbewohnt gewesen, große Verän-

derungen vorgenommen. Meine damalige Lebensweise war Ursache, daß ich fast immer zu Hause blieb, da die Krankheit meines Gatten ihn am Ausgehen verhinderte. Es war in den ersten Tagen des Sommers. In mein Zimmer zurückgezogen, um desto besser für mich sein zu können, wenn Herr von Infreville meiner Pflege nicht bedurfte, arbeitete ich öfters am offenen Fenster, denn das Wetter war köstlich. So sah ich die Umänderung mit an, welche in dem Garten gemacht wurde; sie war der Beachtung werth, denn sie verrieth eben soviel Geschmack als eigenthümliche Laune; bei meiner traurigen Unthätigkeit wurde allmälig meine Neugierde rege . . . Jeden Tag sah ich die Werkleute ihrer Arbeit obliegen, ohne jemals den neuen Bewohner des Erdgeschosses zu erblicken. So war ich Zeuge der Umwandelung eines zuvor ziemlich nachlässig unterhaltenen Gartens. An einer Stelle, die besonders reizend war, lehnte sich ein mit seltenen Pflanzen angefülltes Gewächshaus, das mit einem Zimmer der Wohnung in Verbindung stand, an die südliche Mauer des Gartens; diese Mauer wurde durch eine Grotte verdeckt, die von Felsblöcken, mit Strauchge-

wächsen abwechselnd, gebildet war. Auf der einen Seite stürzte ein Wasserfall aus dem Felsen in ein weites Becken, und verbreitete ringsum erfrischende Kühle . . . Auch die andere Seite der Mauer, welche den Garten einschloß, verschwand hinter einer Galerie, die von unbehauenem Holze aufgeführt, mit Stroh bedeckt und in Bogen geschieden war. Der Garten sebst war bald so sehr mit Blumen angefüllt, daß er von meinem Fenster aus einem riesigen Blumenstrauße glich.

— Mein Gott! welch ein reizendes Plätzchen, und mitten in Paris, das mußte ja wirklich ein kleines Paradies sein!

— Es war wirklich allerliebst, denn die Mauern waren durch die lachendsten Bildungen verdeckt. Ein vergoldetes Vogelhaus, mit prächtigen Vögeln angefüllt, erhob sich mitten auf einem Rasenplatze, und eine Art von Indianischer Varendah, die einen leichtgebauten bedeckten Gang bildete, befand sich vor den Fenstern des Erdgeschosses, und war mit Sophas, mit Türkischen Kissen und dicken Teppichen versehen; auch ein Fortepiano wurde hineingestellt. Dieser offene Gang, für den Nothfall durch Roll-

vorhänge geschützt, gewährte im Sommer einen schattigen und kühlen Aufenthalt.

— Das ist ja wirklich ein Märchen aus Tausend und eine Nacht! Wieviel Ueberlegung, wieviel Einbildungskraft war erforderlich, um auf einem so kleinen Raume so viele Wunder von Geschmack und Bequemlichkeit zu vereinigen! . . . Und der Erfinder ließ sich nicht sehen?

— Er zeigte sich erst, als die ganze Einrichtung vollendet war . . .

— Und Du bist nicht begierig gewesen, um zu forschen, wer wohl dieser geheimnißvolle Nachbar sein mögte? Ich, das gestehe ich Dir, . . . ich hätte der Versuchung nicht widerstehen können.

Valentine lächelte traurig, und entgegnete:

— Der Zufall hatte es gewollt, daß die Schwester des alten Haushofmeisters des Herrn von Infreville die einzige Bedienung des geheimnißvollen Nachbars war. Dieses Frauenzimmer hatte sogar, da sie von ihrem Bruder darauf war aufmerksam gemacht worden, ihrem Herrn diese Wohnung und diesen Garten zugewiesen. Eines Tages gab ich meiner Neugierde nach, und fragte unsern Haushofmeister, ob er wüßte,

wer das Erdgeschoß des Nachbarhauses bewohnen würde. Er sagte mir, seine Schwester wäre bei dem neuen Nachbar in Diensten. So erfuhr ich von seinen Verhältnissen so Manches, was meine Theilnahme nur zu sehr rege machte.

— Wirklich? und wer war er denn, meine liebe Valentine?

— Es gab auf der Welt keinen bessern und edelmüthigern Mann, als er war, so lauteten die Berichte über ihn; ich will Dir in dieser Beziehung von mehreren Beispielen nur eins mittheilen. Nach dem Tode eines Oheims, der ihm ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, wollte er mehrere Bedienten annehmen; aber die alte Magd, von der ich Dir erzählt habe, und die seine Amme gewesen war, sagte ihm mit Thränen, daß sie sich nie daran würde gewöhnen können, eine andere Bedienung als sie selbst um ihn zu sehen. Vergebens versprach er ihr, daß sie vor allen Dienern den Vorrang haben, und als seine vertraute Hausfreundin betrachtet werden sollte, sie mochte Nichts davon hören ... Da war er denn so ausnehmend gutherzig, daß er nicht auf seinen Willen bestand, und ungeachtet ihm ein so großes Vermögen zugefal-

len war, doch die alte Magd allein in seinem Dienste behielt . . . Das kommt Dir vielleicht lächerlich vor, meine liebe Florentine, aber . . .

— Was sagst Du? . . . im Gegentheil, . . . ich finde diese Gesinnung ungemein zart und rührend . . . Oft ist nicht mehr nöthig, um den Charakter eines Menschen sicher beurtheilen zu können.

— So hielt auch ich, seitdem man mir dieß erzählt, den Nachbar für einen braven, edelmüthigen Mann . . . Noch erfuhr ich, bevor ich seine Bekanntschaft machte, daß er **Michel Renaud** hieß . . .

— Ach! . . . mein Gott! . . . rief Frau von Luceval aus, — Michel Renaud!

— Ganz recht; . . . aber was fehlt Dir denn, Florentine?

— Das ist doch sonderbar . . .

— Rede doch . . .

— Ist er ein Sohn des Generals Renaud, der in einem der letzten Kriege zur Zeit des Kaiserreiches fiel?

— Ja . . . Du kennst ihn?

— Er ist der Vetter meines Gatten.

— Michel!!!

— Und es vergeht selten ein Tag, daß mein Mann nicht von ihm spricht . . .

— Von Michel?

— Ja wohl . . . . Aber ich habe ihn nie gesehen, denn obgleich ihm die Verheirathung des Herrn von Luceval mit mir gemeldet worden, so gut wie allen andern Gliedern seiner Familie . . . so hat er uns doch noch nicht besucht; . . . das wundert mich übrigens gar nicht, . . . denn mein Gatte hat niemals mit ihm in näherer Beziehung gestanden . . .

— Wirklich, was Du mir da erzählst, überrascht mich ungemein . . . Michel . . . der Vetter Deines Gemahls . . . Und was, in welchem Bezuge spricht denn Herr von Luceval so oft von Michel mit Dir? . . .

— Ach, meine gute Valentine, wegen eines Gebrechens, das ich, wie es den Anschein hat, mit Herrn Michel Renaud gemein habe, ein Gebrechen, das mich glücklich macht; ein Gebrechen, das meinem Gatten zur Beruhigung gereichen sollte, und das dennoch für ihn die Quelle der Verzweiflung ist; aber solche sonderbare Geschöpfe sind die Männer!

— Ich bitte, sprich deutlicher.

— Du weißt ja, im Kloster wurde ich als eine unheilbare Faulenzerin angesehen . . . Was für Ermahnungen, was für Strafen habe ich um dieses lieben Gebrechens willen aushalten müssen!

— Das ist wahr.

— Nun siehe, mein Gebrechen hat eine unglaubliche . . . ja eine so unglaubliche Ausdehnung gewonnen, daß beinahe eine Tugend daraus geworden ist.

— Wie meinst Du das?

— Denke Dir einmal, weit entfernt, mich zur Nachahmung hinreißen zu lassen, empfinde ich vielmehr das größte Mitleiden mit den unglücklichen Frauen, die ihre thörichte Vorliebe für die Welt mit ihrer Lust in einen Strudel von Vergnügungen stürzt, bei deren bloßer Vorstellung mich schaudert, denn, ach! man hat ja solche unselige Geschöpfe, solche freiwillige weibliche Märtyrer gesehen, welche täglich zu drei bis vier Bällen oder Abendgesellschaften gehen, das Theater noch ungerechnet! . . . und wenn sie nun vollends etwas gefallsüchtig sind . . . da ist es zum Erschrecken . . . Fort zu der Nähterin! zu der Putzmacherin! zu der Blumenhändlerin! sich ankleiden, sich wieder ausziehen,

Kleider anprobiren, sich die Haare zerzupfen, sich in ein enges Leibchen einzwängen lassen, alle Tage dreimal Toilette machen . . . tanzen, walzen, in Galopp und Polka herumspringen. Nein! dazu gehören Glieder von Stahl und Eisen und das Temperament eines Luftspringers, um sich solche Anstrengungen zuzumuthen . . . und so geht es alle Tage, alle Abende, alle Nächte, vier bis fünf Monate des Jahres hindurch . . . Ach, Valentine, Valentine, wie ganz anders ist doch im Vergleich mit der Tollheit dieser Erholungen, von denen eine einzige mich todmüde machen würde, die köstliche Ruhe, die ich in diesem Lehnstuhle genieße, worin ich mein Leben hinbringe, indem mir eine unerschöpfliche Quelle der Freuden die gemächliche Beschauung des Himmels, der Bäume, der Sonne bietet, da ich im Winter mich eben so glücklich fühle, wenn ich mich am warmen Ofen pflege, wenn ich die Eiszapfen an meinem Fenster glitzern sehe. Ja, siehst Du, in jeder Jahreszeit koste ich das unvergleichliche Glück des Nichtsthuns. Sinnend, träumend . . . bald wachend . . . bald halb schlummernd . . . lese ich zuweilen Gedichte, weil nach jedem Verse . . . so zu sa-

gen . . . ein großer Ruhepunkt für die Gedanken folgt . . . Ja, ich bin im Stande, auch das muß ich Dir bekennen, einen ganzen Tag lang im Grase hingestreckt liegen zu bleiben . . . bald beschäftigt zu schlafen, bald die Wolken ziehen zu sehen, den Wind im Laube spielen, oder das Summen der Insecten . . . das Murmeln des Wassers zu hören; mit einem Worte, meine liebe Valentine, nie hat eine Ertzräumerin, eine Erzfaulenzerin die wonnige Seligkeit des far niente köstlicher empfunden, . . . keine ist je von Herzen dankbarer gewesen gegen den lieben Gott, der uns mit so unschuldigem und so leicht zu erlangendem Wohlbehagen beglückt hat . . . Aber, Valentine, — fragte jetzt Frau von Luceval, indem sie ihre Freundin verwundert anblickte, — was fehlt Dir denn? Dieser sorgenvolle Blick . . . diese mühsam verhehlte Unruhe . . . Valentine, noch einmal, ich bitte Dich inständig, antworte mir . . .

Frau von Infreville schwieg einen Augenblicke, dann strich sie sich mit der Hand über die Stirn, und sagte zögend:

Vernimm jetzt . . . das Ende meiner Erzählung, Florentine; Du wirst errathen . . .

was ich . . . in diesem Augenblick . . . nicht wage, Dir mitzutheilen, . . . was ich Dir nicht zu bekennen vermag . . .

—So sprich doch,... sprich ... ich bitte Dich ...

—Als ich Michel zum ersten Male sah, befand er sich unter der Galerie, von der ich Dir gesagt habe . . . Da brachte er den Sommer hindurch seine Zeit hin; hinter meinem Sommerladen verborgen, konnte ich ihn in aller Ruhe beobachten; ich glaube nicht, daß sich ein schöneres Gesicht denken läßt, als das seinige . . . Auf einem Türkischen Divan hingestreckt, mit einem langen Indischen seidenen Hausrocke bekleidet, rauchte er gemächlich in völlig Orientalischer Stellung seine Persische Pfeife, . . . den Blick auf seinen mit Blumen angefüllten Garten gerichtet; voll Entzücken schien er auf das Plätschern des Wasserfalles und auf das Zwitschern der niedlichen Bewohner seines Vogelhauses zu horchen; . . . dann griff er nach einem Buche, das er von Zeit zu Zeit weglegte, um über das Gelesene nachzudenken, ... da kamen zwei Freunde zu ihm . . . Der eine gilt mit Recht für einen der hervorragendsten, berühmtesten Männer unserer Zeit, es war M**.

— Gewiß, es giebt keinen ausgezeichnetern Mann, keinen, der mit größerem Recht in so großem Rufe steht.

— Ich kenne ihn von Ansehen und dem Namen nach; sein hoher Stand und die Verschiedenheit des Alters, welche zwischen ihm und dem Michel stattfand, ließen mich seinen Besuch bei diesem unbekannten jungen Manne sehr bemerkenswerth finden.

In der That, das erscheint mir ungemein schmeichelhaft für unsern Vetter.

— Michel empfing ihn mit heiterer Vertraulichkeit. Es schien mir, als behandelte ihn M** ganz wie Seinesgleichen; es entspann sich ein langes Gespräch, allein, da ich zu weit von ihnen entfernt war, so konnte ich Nichts verstehen. Um diesem Hindernisse zu begegnen, ergriff ich, jedoch noch immer hinter meinem Sommerladen verborgen, eine Theater-Lorgnette, und erforschte begierig Michels Gesichtszüge während dieser Unterhaltung; ich konnte sogar die Bewegung seiner Lippen sehen. Diese Beobachtung hatte für mich einen seltsamen Reiz, und ohne den Gegenstand des Gesprächs zu errathen, erkannte ich doch ohne Mühe an ihrem Geberden-

spiel, daß sich ein Streit zwischen M** und Michel erhoben hatte . . . Anfangs schien dieser bedeutend im Nachtheile zu sein; bald aber sah ich an dem Ausdrucke der Gesichtszüge des Herrn M**, daß er sich allmählig, wiewohl nicht ohne Widerstreben, . . . für Michels Ansicht gewinnen ließ. Bisweilen bewies ein unwillkürliches Zeichen der Beistimmung, daß Michel im Vortheile war, in dem er auch bis zu Ende blieb. Unmöglich kann ich Dir den Zauber schildern, der während dieses langen Gespräches auf seinen Zügen lag; an ihrer Beweglichkeit, an seinen Geberden sah ich, daß er wechselsweise sich einer warmen Beredtsamkeit, eines feinen Spottes, oder gewichtiger Vernunftgründe bediente, um auf die Einwendungen seiner Freunde zu antworten, und sie für seine Meinung zu gewinnen; diese bewiesen ihre Beistimmung bald durch ein Lächeln, bald durch die Miene unwillkürlicher Ueberzeugung. Dieses Gespräch hielt lange an; als es zu Ende war, verabschiedeten sich Michels Freunde mit verdoppelter Herzlichkeit; er machte Miene, aufzustehen, um sie zu begleiten; sie aber nöthigten ihn mit heiterm Lächeln, auf seinem Divan ausgestreckt

zu bleiben, indem sie anzudeuten schienen, sie wüßten nur zu gut, wie schwer es seiner Trägheit werden würde, sich aus seiner Lage aufstören zu lassen. Ich habe seitdem erfahren, daß M** einen wichtigen Entschluß zu fassen hatte und, wie dies öfters geschah, zu Michel gekommen war, um seinen Rath zu hören, welcher einen ungemein feinen Tact und einen eben so verständigen als rechtlichen Sinn besaß.

Je länger Valentine sprach, desto mehr nahm Florentine an ihrer Erzählung und an dem Helden derselben Antheil, da sie darin eine Menge Berührungspunkte mit ihrer eignen Gemüthsart, mit ihrem Geschmacke und ihren Neigungen fand . . .

Wenn Herr von Luceval, wie es so oft geschah, ihr die unheilbare Trägheit seines Vetters Michel als abschreckendes Beispiel aufstellte, so hatte er ihr niemals gesagt, was diese moralische und physische Neigung zur Gemächlichkeit entschuldigen oder mit poetischen Farben schmücken konnte.

Florentine begriff jetzt das Gefühl von Ueberraschung, von vielleicht unwillkürlicher Eifersucht, das Valentine nicht hatte verhehlen

können, als ihre Freundin ganz unbefangen ihre Ansichten über die Trägheit und über die Wonne, welche sie ihr gewährte, eröffnet hatte . . .

Allerdings konnte Frau von Infreville auf ihre Freundin in keiner Weise eifersüchtig sein; das wäre thöricht gewesen, denn Florentine kannte Michel Renaud nicht, und sie hatte ihr eine zu aufrichtige Freundschaft bewiesen, als daß sie darnach streben sollte, mit dem geheimen Vorbehalt, ihre Nebenbuhlerin zu werden, späterhin seine Bekanntschaft zu suchen . . . Gleichwohl konnte Valentine, welche, wie alle heftige und leidenschaftliche Gemüther, leicht Verdacht schöpfte, eine Art von unbestimmtem und beunruhigendem Neide nicht unterdrücken, worüber sie gleichwohl sich selbst Vorwürfe machte. Ach! sie dachte an die Elemente der Sympathie und der Zuneigung, welche die auffallende Uebereinstimmung der Gemüthsart Florentinens und Michels darbot.

Fünftes Kapitel.

Frau von Infreville hatte einen zu scharfen Blick, um nicht zu errathen, daß ihre Freundin jetzt die Ursache der Unruhe begriff, welche Valentine kurz zuvor nicht hatte verbergen können.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens und Nachsinnens sagte Florentine zu Valentinen:

—Ich begreife recht wohl, daß die verschiedenen Begebenheiten an diesem ersten Tage, wo Du unsern Vetter Michel sahst, auf Dich, arme, liebe Freundin, großen Eindruck machen mußten; Du bemerktest seine seltene Schönheit, erkanntest seinen ausgezeichneten Verstand, da er auf einen der berühmtesten Männer dieser Zeit Einfluß zu üben schien, und überdies, was Du

von der zarten Rücksicht Michels gegen seine alte Amme erfahren hattest, bewies Dir, daß er ein zärtliches und edelmüthiges Herz besaß . . . Ach! mehr bedurfte es ja nicht, um bei der traurigen Lage, in der Du Dich befandest, Dein lebhaftes Interesse rege zu machen.

— Ja, Florentine, . . . wenn Du dieses Gefühl auch nicht entschuldigen kannst, . . . so begreifst Du doch wenigstens, wie es in meinem Herzen entstehen konnte.

— Ich begreife es nicht allein, ich finde es auch gerechtfertigt . . . Dein Gatte bot Dir nur Kummer und Demüthigung, Deine Lage war ja so schrecklich! wie hättest Du nicht suchen sollen, Dich zu zerstreuen oder zu trösten?

— Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich die ganze Nacht hindurch unwillkürlich an Michel dachte . . . Am andern Morgen eilte ich, sobald es möglich war, an meinen Sommerladen; es war ein herrlicher Tag; Michel brachte ihn, wie den vorhergehenden, in seiner Galerie hin, rauchend, träumend, lesend, und, wie er mir später gesagt hat, das Glück genießend, zu fühlen, daß er lebte. An diesem Tage sah ich einen schwarzgekleideten

Mann zu ihm treten, welcher eine große Brieftasche unter dem Arme trug; ich weiß nicht, wodurch ich, immer noch mit Hilfe meiner Lorgnette errieth, daß dies ein Geschäftsmann war; er nahm mehrere Papiere aus seiner Brieftasche, und schickte sich an, sie Michel vorzulesen, als dieser sie ergriff und unterzeichnete, ohne sie nur mit dem Blicke zu überlaufen, worauf der Geschäftsmann aus seiner Tasche ein Packet Banknoten hervorzog, welche er Michel einhändigte, indem er ihn zu bitten schien, daß er sie zählen mögte, was dieser jedoch unterließ, wodurch er diesem Manne sein unbedingtes Zutrauen zu erkennen gab.

— Daraus geht hervor, — sagte Florentine, — daß unser lieber Vetter sich sehr wenig um seine Angelegenheiten kümmert.

— Leider! . . . nur zu wenig . . . zu seinem Unglück . . .

— Ist denn sein Vermögen . . .?

— Du wirst Alles erfahren . . . Schenke mir noch einige Augenblicke aufmerksames Gehör. Im Verlaufe dieses Tages, welcher eben so, wie der vorige, in völliger Unthätigkeit vorüberging, brachte die Amme Micheln einen Brief;

er las ihn. Ach, Florentine, niemals sah ich das Mitleid sich rührender auf einem menschlichen Antlitz abbilden! Seine Augen füllten sich mit Thränen; er öffnete den Schrank, in welchen er die Banknoten eingeschlossen hatte, und gab eine davon seiner Amme. Die ehrliche Frau stürzte Michel an den Hals. Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welcher Rührung er diese fast mütterlichen Liebkosungen anzunehmen schien.

— Ein braves, edelmüthiges Herz, — sagte Florentine gerührt.

— Die Sonne war schon lange untergegangen, — fuhr Valentine fort, — als ich mich in meinem Zimmer einschließen, und wieder an mein liebes Fenster treten konnte . . . meine Blicke suchten Michel, als ich eine junge Dame in die Galerie kommen . . . und auf ihn zueilen sah.

— Ach! arme Valentine!

— Ich fühlte einen heftigen Stich im Herzen . . . Das war einfältig, das war thöricht, denn ich hatte keinen Anspruch auf Michel; . . . allein diese Regung war ganz unwillkürlich; sogleich ging ich weg vom Fenster, . . . ich warf mich auf einen Lehnstuhl, und verbarg mein

Gesicht in meinen Händen; . . . ich weinte lange, . . . dann versank ich in schmerzliche Träume. Zwei Stunden mogten vergangen sein, da hörte ich plötzlich auf dem Pianoforte ein Vorspiel anschlagen, und bald sangen zwei Stimmen, die sich herrlich verschmolzen, das reizende Duett von Arnold und Mathilde aus der Oper Wilhelm Tell.

— Das war Michel!

— Ja . . . er war es . . . und . . . jenes Frauenzimmer.

Es ist unmöglich, den Ton zu beschreiben, mit welchem Valentine die Worte aussprach: und . . . jenes Frauenzimmer.

Nach einem Augenblicke peinlichen Schweigens fuhr sie fort:

— Die Nacht war still, kein Lüftchen regte sich, die beiden schmelzenden, ausdrucksvollen Stimmen schienen wie ein Gesang von Glück und Liebe gen Himmel emporzusteigen; eine Zeitlang hörte ich unwillkürlich zu . . . endlich aber fühlte ich mich so schmerzlich ergriffen, daß ich, ohne den Muth zu haben mich zu entfernen, meine Ohren mit den Händen bedeckte; . . . dann aber schämte ich mich dieser kindischen

Schwachheit, . . . und gedrungen, dem Schmerze selbst einen bittern Zauber abzugewinnen, . . . horchte ich von Neuem; . . . der Gesang hatte aufgehört . . . Ich ging wieder an den Sommerladen hin, . . . die Blumen des Gartens füllten die Luft mit balsamischem Dufte, . . . die nächtliche Kühle war köstlich, . . . kein Lufthauch bewegte die Bäume, . . . ein matter Schein, wie von einer Alabasterlampe, drang durch die niedergelassenen Vorhänge der Galerie; . . . das tiefste Schweigen herrschte einige Augenblicke lang, dann hörte ich das Knirschen des Sandes in den Gängen des Gartens unter den Schritten Michels und jenes Frauenzimmers; die Nacht war hell genug, daß ich sie Beide erkennen konnte. Sie gingen langsam auf und ab, indem sie sich zärtlich umschlungen hielten; . . . hastig schloß ich das Fenster, meine Kräfte waren erschöpft, ich verlebte eine schreckliche Nacht; ach! Florentine, wie viele neue, heftige, schreckliche Leidenschaften waren an diesen zwei Tagen in mir erwacht! Liebe, Sehnen, Eifersucht, Haß, Gewissensbisse, ja . . . Gewissensbisse, . . . denn von diesem Augenblicke an fühlte ich, daß eine unwiderstehliche Gewalt mich zu meinem

Untergange fortriß, . . . und daß ich in diesem Kampfe unterliegen würde; Du kennst die feurige Willenskraft meines Charakters . . . Dieses Feuer, diese Energie . . . zeichnete auch meine unglückliche Liebe aus . . . Was soll ich sagen? . . . Lange leistete ich muthigen Widerstand, . . . aber als die ehrlose, die unzarte Handlungsweise meines Gatten mich zur Erbitterung trieb, da glaubte ich, aller Bande entledigt zu sein, und blindlings überließ ich mich der Leidenschaft, die mich verzehrte.

— Du warst aber doch . . . glücklich, Valentine . . . gewiß, sehr glücklich . . .

— Im Anfange genoß ich himmlische Wonne, obgleich sie mir unwillkürlich durch die Erinnerung an jenes Frauenzimmer vergällt wurde, von der sich übrigens Michel schon lange losgemacht hatte. Es war eine berühmte Sängerin, die, wenn ich nicht irre, jetzt in Italien lebt . . . Ich fand Michels Charakter so, wie ich mir ihn gedacht hatte, sein Verstand war ausgezeichnet und durchgebildet, sein Herz vortrefflich, er besaß ein seltenes Zartgefühl, dabei einen unversieglichen Witz und heitern Sinn . . . leidenschaftliche Zärtlichkeit und Zuvorkommenheit,

mit Beobachtung des Anstandes . . . das Alles vereinigte er in sich . . . Und dennoch, kaum hatte diese Verbindung zwei Monate gedauert, so war ich, trotzdem daß ich noch immer Michel mit Leidenschaft liebte, das unglücklichste Geschöpf von der Welt . . .

— Arme Valentine! wie ging das zu? Nach Allem, was Du mir erzählt hast, mußte doch Michel alle Eigenschaften besitzen, die erforderlich waren, Dich zu beglücken . . .

— Allerdings, — erwiderte Valentine seufzend; — aber alle diese Vorzüge wurden bei ihm durch ein unheilbares Gebrechen entwerthet, durch . . .

Frau von Infreville erbebte, und brach plötzlich ab.

— Valentine, warum unterbrichst Du Dich? — fragte Florentine verwundert, — was bedeutet dieses Schweigen? Rede, ich beschwöre Dich. Kannst Du mir nicht völlig vertrauen?

— Habe ich Dir das nicht schon durch meine Geständnisse bewiesen?

— Ja, ach ja! aber vollende.

— Genau überlegt, — erwiderte Frau von Infreville nach kurzem Zögern, — mein Schwei-

gen wird Dir bald erklärlich sein. Nun siehe, alles Gute, Vortreffliche, Erhabene und Zarte wurde bei Michel durch eine unheilbare Schlaffheit in Schatten gestellt.

— Wie bei mir, — sagte Frau von Luceval, — und Du scheutest Dich, mir das zu sagen . . .

— Nein, . . . nein, Florentine, bei Dir hat diese Schlaffheit etwas Reizendes.

— Herr von Luceval theilt diese Meinung nicht, — sagte die junge Dame lächelnd.

— Deine Schlaffheit hat wenigstens keine schlimmen Folgen, weder für Deinen Gemahl, noch auch insonderheit für Dich selbst; diese Schlaffheit schafft Dir Freuden, ohne daß Jemand darunter leiden müßte . . . Bei Michel hingegen hat sie gar schlimme Folgen gehabt; zunächst hat er sich um seine Vermögensverhältnisse gar nicht bekümmert; er ließ Alles gehen, wie es wollte; ein treuloser Rechnungsführer hat sich diese Sorglosigkeit zu Nutze gemacht, und nicht zufrieden damit, ihn schändlicher Weise zu bestehlen, hat er ihn auch in Geldgeschäfte verwickelt, die für ihn selbst sehr gewinnreich, für Michel hingegen höchst nachtheilig waren,

da dieser sich scheute, nur im Geringsten seinen Verstand anzustrengen, um die Rechnungen durchzusehen; denke Dir nur, ich weiß nicht, ob ihm in diesem Augenblicke soviel übrig ist, um nur das allereinfachste Leben zu führen . . .

— Der arme Mensch! mein Gott, das ist doch recht traurig! Aber war denn Dein Einfluß auf ihn nicht wirksam genug, um diese verderbliche Trägheit zu besiegen?

— Mein Einfluß, — entgegnete Valentine mit bitterm Lächeln, — welchen Einfluß könnte man wohl üben auf eine solche Gemüthsart? Vernünftige Vorstellungen, Ermahnungen, Bitten, Alles prallt ab an dieser selbstzufriedenen und sorglosen Trägheit. Denn nie hört man von Michel ein hartes oder barsches Wort; o nein, der Ungeduld, dem Zorne weicht er aus wie einer ermüdenden Anstrengung; in beständiger Seelenruhe, lächelnd und freundlich antwortet er auf die vernünftigsten Ermahnungen, auf die dringendsten, flehentlichsten Bitten mit einem Scherz oder einem Kuß . . . Nachdem er so mit meinen Rathschlägen, mit meinen Bitten ein tändelndes Spiel getrieben, ist er in eine Lage gerathen, die mich um seinetwillen mit Schrecken

erfüllt, denn da er bisher so ohne Sorgen und in solcher Unthätigkeit, die ihm über Alles geht, leben konnte, so wird er, wenn das Unglück hereinbricht, unfähig sein, Muth und Willenskraft genug aufzubieten, um sich aus seiner traurigen Lage herauszureißen.

— Du hast Recht, Valentine, . . . die Sache ist wirklich ernster, als ich dachte.

— Ernst, . . . ja . . . sehr ernst, — erwiderte Valentine zitternd, — denn Du weißt gar nicht, welch schrecklicher Gedanke mich unablässig wie ein Gespenst verfolgt . . .

— Was meinst Du?

— Michel hat zu viel Verstand, zu viel Ueberlegung, um sich in Betreff seiner Zukunft zu täuschen; er weiß recht wohl, daß, wenn sein letztes Goldstück ausgegeben ist, er von Niemandem, am Wenigsten aber von sich selbst Etwas zu erwarten hat . . .

— Woran mag er denn wohl denken?

— Woran! — sagte Valentine bebend . . . Dann fügte sie langsam mit zitternder, kaum hörbarer Stimme hinzu:

— Er gedenkt sich umzubringen . . .

— Großer Gott! . . . hat er das gesagt?

— O, nein! — erwiderte Valentine mit dem trostlosesten Schmerze und mit verdoppelter Bitterkeit; — nein, er hat sich wohl gehütet, mir das zu sagen; . . . ein solches Geständniß hätte mich dazu geführt, was man . . . einen ärgerlichen Auftritt nennt, . . . Thränen, endlose Verzweiflung . . . Nein, er hat mir nicht gestanden, daß er aus Trägheit sich umbringen würde, so wie er bisher für die Trägheit gelebt hat; . . . aber eines Tages entfuhren ihm lachenden Muthes, als spräche er von Etwas, das sich von selbst versteht, die Worte: O ihr glücklichen Todten! . . . ewige Faulenzer . . .

— Ach! Valentine, . . . dieser Gedanke ist schrecklich!

— Und dennoch, siehst Du wohl? dennoch ertrage ich das Leben, ohne diesen Gedanken los werden zu können, — sagte die Unglückliche unter heißen Thränen.

— Und diesen Schrecken, der mein ganzes Sinnen und Denken, der mein ganzes Thun beherrscht, ich muß ihm denselben verhehlen, denn wenn er mich traurig und nachdenkend sähe, weißt Du wohl, was er dann mit seinem

zärtlichen, unbeschreiblichem Lächeln zu mir sagen würde?

„Meine gute Valentine, warum denn trauern? Sind wir nicht jung? lieben wir uns nicht? sind wir nicht glücklich? Nur an das Glück laß uns denken . . . Ich liebe Dich so sehr, als ich im Stande bin zu lieben; . . . ja, ich liebe Dich so, wie ich zu lieben vermag und verstehe; nimm mich also, wie ich bin; . . . sonst aber, wenn ich Dich wider Willen gekränkt habe, wenn ich Dir nicht mehr gefalle, . . . so wende Dich ab von mir, triff eine bessere Wahl, und laß uns Freunde bleiben . . . Nach meiner Ansicht darf die Liebe nichts Anderes sein als Freude, Glück, Zärtlichkeit . . . und Ruhe! . . . Sie muß sein wie ein schöner See, immer frisch und ruhig, in dem sich die lieblichsten Bilder des Lebens abspiegeln. Warum wollen wir ihn durch Störungen und Unruhe aufrühren und trübe machen? Kann man sich nicht in aller Ruhe lieben? Ja, mein Engel, wir wollen unsere Jugend im Frieden genießen; wer zehn Tage seines Lebens in vollkommenem, beseligendem Glücke zugebracht hat, kann beim Scheiden sagen: Gott sei es gedankt!! Wir aber haben hundert

solcher Tage und mehr noch mit einander verlebt! . . . und wenn es Dir gefällt, werden wir noch mehr als tausend verleben, . . . denn ich liebe Dich innigst, meine Valentine; bin ich doch zu träge, um unbeständig zu sein. Ich könnte ohne Schauder nicht der Mühe gedenken, mich um eine neue Liebschaft bewerben zu müssen . . .“

— Ja, . . . — fuhr Valentine mit immer schmerzlicherem Tone fort, während Florentine in tiefes Nachdenken versunken schien, — ja, in diesem Sinne faßt Michel die Liebe auf! Jener Wechsel von Lust und Schmerz, jene ängstliche Besorgniß, jene thörichte, und doch so fürchterliche Eifersucht, die nicht weniger die Sünde der Vergangenheit, als die der Zukunft vor ihren Richterstuhl zieht, und die Herzen völlig umwandelt und mit Qual erfüllt, . . . ja, jene heftigen Gemüthsbewegungen, jener Aufruhr der Leidenschaft . . . für dies Alles hat Michel nur ein Lächeln . . . Es würde ihn ermüden, wenn er sich damit befassen sollte; mich, mich allein trifft diese Marter . . . Seine Theilnahmlosigkeit, . . . ich darf nicht sagen, seine Gleichgiltigkeit, denn im Grunde liebt er mich, wie er

überhaupt zu lieben vermag, was er selbst eingesteht! . . . seine Theilnahmlosigkeit in der Liebe schmerzt mich, . . . beunruhigt mich, . . . bringt mich zum Zittern, aber ich dulde im Stillen, weil ich ihn, so wie er ist, dennoch lieben muß. Das ist aber noch nicht Alles; er scheint die Gewissensbisse, die Angst und die schrecklichen Sorgen, welche mich alle Tage peinigen, gar nicht zu ahnen, denn um einige Stunden, um bisweilen ganze Tage lang bei ihm zuzubringen, muß ich Lüge auf Lüge ersinnen, . . . muß ich mich beinahe völlig der Verschwiegenheit meiner Leute preisgeben; bin ich genöthigt, immer einen neuen Vorwand für meine häufige Abwesenheit zu ersinnen, und wenn ich dann zurückkomme . . . ach! Florentine, . . . wüßtest Du, wie mein Herz mit Angst erfüllt ist, wenn ich lange nicht zu Hause war, und nun die Hand nach dem Klopfer an meiner Thür ausstrecke, mit dem Gedanken: . . . vielleicht ist Alles verrathen! Und wenn ich dann meinem Gatten gegenüber stehe! . . . seinen Blick aushalten muß . . . auf seinem Gesicht zu erforschen suche, ob er etwa Verdacht geschöpft hat; wie ich dann zittere, aber zittere, ohne daß er

es merken darf, wenn er die allergewöhnlichsten Fragen an mich richtet; . . . da muß ich ruhig, unbefangen erscheinen, während mir die Angst das Herz abdrückt . . . Und dann noch, der ärgste Schmerz, die ärgste Erniedrigung; mit lachender, eifrig dienstfertiger Miene mich meinem Gatten zu nahen, den ich verabscheue . . . Ja . . . ich muß ihm schmeicheln, da ich mich vor ihm fürchte, . . . und da ich hoffe, seinen Argwohn zu entfernen, wenn ich ihm ein freundliches und heiteres Gesicht zeige . . . Verstehst Du wohl? zuweilen muß ich heiter sein, . . . während ich den Tod im Herzen trage . . . Siehe, Florentine, . . . ein solches Leben ist eine Hölle, und doch . . . würde es mir schrecklich sein, wenn ich es aufgeben müßte.

— Ach! . . . Valentine . . . — rief Frau von Luceval aus, indem sie ihre Freundin umschlang, — ich danke Dir, . . . meine geliebte Freundin, . . . ich danke Dir . . .

Frau von Infreville war eben so erstaunt über die Aufregung, als über die Worte Florentinens, und erwiderte ihre Umarmung, zugleich gerührt und überrascht.

Sechstes Kapitel.

Frau von Luceval hatte seit Kurzem ihrer Freundin mit verdoppelter Aufmerksamkeit und Theilnahme zugehört; endlich stürzte sie sich, unvermögend, ihre Gemüthsbewegung länger zu verbergen, mit den Worten in Valentinens Arme:

—Ich danke Dir, ... meine geliebte Freundin ...

Bei diesen Beweisen von Innigkeit und heftiger Gemüthsbewegung blickte Frau von Infreville die junge Freundin verwundert an, und sagte zu ihr:

— Mein Gott, ... Florentine, ... erkläre Dich; ... für was dankest Du mir denn ... so innig ...

Bayerische Staats-Bibliothek München

— Es ist wahr, — erwiderte Frau von Luceval schmerzlich lächelnd, — Du mußt mich für eine Thörin halten, aber wenn Du wüßtest . . . welchen Dienst Du mir erwiesen hast . . .

— Ich . . .?

— O gewiß, einen großen, einen unermeßlichen Dienst, — entgegnete Florentine, in deren Zügen sich Kummer, Bitterkeit und unbeschreibliche Hingebung malten, — denke Dir nur, Anfangs habe ich Dich beneidet, . . . wie ich Dich im Kloster beneidete, als ich noch ein kleines Mädchen war, und Dich verheirathet sah; . . . dann auch, warum soll ich Dir es bergen? fand ich in der Gemüthsart unsers Vetters Michel so viel Uebereinstimmendes mit meinen Neigungen und meinen Ansichten, daß ich bei mir sagte: wie würde gerade das, was die arme Valentine zur Verzweiflung bringt, . . . mich hinreißen, . . . mich entzücken! . . . ich, die ich nie geliebt habe, . . . gerade so würde ich die Liebe erfassen: Trägheit in zwei Wesen, und es kommt mir vor, als würde ich sehr glücklich sein, auch einen lieben Michel zu besitzen.

— Florentine, . . . was sagst Du? . . .

— Laß mich nur vollenden, . . . und weil ich Dir Nichts verhehlen will, . . . da ich vermuthe, daß in Kurzem zwischen meinem Gatten und mir sich Stürme erheben werden, . . . weil er mir immer unerträglicher wird, . . . so hatte ich eine unbestimmte Ahnung, . . . wenn ich, wie Du, auf das Äußerste getrieben würde, . . . eine Ahnung von der Nothwendigkeit, dereinst Trost zu suchen . . . für eine so ungleiche Verbindung.

— Ach! Florentine! rief Valentine mit dem Tone zärtlicher Unruhe aus, — nimm Dich in Acht, . . . wenn Du wüßtest . . .

— Wenn ich wüßte, — unterbrach Frau von Luceval ihre Freundin, — wenn ich wüßte . . . Aber, Dir sei es gedankt, jetzt eben weiß ich, und nach dem, was Du mir soeben mitgetheilt, großer Gott! . . . — fügte die junge Dame mit einer Geberde unwillkürlichen und fast komischen Entsetzens hinzu, — nunmehr, da ich sehe, wie viel Unruhe, wie viel Angst, wie viel Sorgen und Mühen, wie viel Qualen es kostet, um einen Geliebten zu besitzen, so schwöre ich Dir, daß ich nie in die Versuchung kommen werde, mich nach einem solchen umzu-

sehen. Nein, nein, ich glaube, Gott verzeihe mir's! eher wollte ich mit meinem Gatten an den Nordpol oder an den Kaukasus gehen . . . Ein Liebhaber! gerechter Himmel, was kostet das für Anstrengung! Auch hierin, dafür stehe ich Dir, wird mir meine Trägheit zur Tugend werden; nun, . . . Jeder ist tugendhaft, wie er es vermag, und die Hauptsache bleibt doch immer, daß man es nur sei, nicht wahr?

Florentine zeigte, indem sie diese Worte sprach, zugleich eine so ernsthafte und so drollige Miene, daß ihre Freundin, ungeachtet ihres schrecklichen Kummers, sich eines Lächelns nicht erwehren konnte; Frau von Luceval fuhr fort:

—Ach, meine arme Valentine, . . . Du dauerst mich, . . . ich finde Dich doppelt bedauernswerth, . . . denn, Du hast Recht, . . . ein solches Leben muß eine wahre Hölle sein!

—Ja, . . . ja, eine Hölle, . . . und glaube mir, Florentine, . . . meine innig geliebte Florentine, verharre bei Deinem Entschluß, bleibe Deinen Pflichten getreu, . . . so lästig sie Dir auch scheinen mögen! Laß Dir mein Unglück zur Lehre dienen, o! ich beschwöre Dich, — fügte Valentine mit innigem, flehen-

dem Tone hinzu; — denn es würde für mich ein ewiger Vorwurf sein, wenn ich Dich auf schlimme Gedanken gebracht, oder Dir ein böses Beispiel gegeben hätte . . . Mein ganzes Leben lang würde ich mir Gedanken darüber machen; ich würde das Vertrauen, das ich in Dich, Florentine, meine Freundin, meine zärtlich geliebte Freundin, gesetzt habe, als ein Verbrechen ansehen; . . . möge mir wenigstens dieser neue Kummer erspart werden; . . . schwöre mir . . .

— Sei nur ruhig, meine liebe Valentine, ich bin wo möglich noch mehr von Deinen Grundsätzen eingenommen, als Du selbst . . . Ueberlege nur: ich, die ich so träge bin, ich, die ich mich nicht einmal von meinem Lehnstuhle trennen kann, um einen Besuch zu machen, ich sollte mich in einen solchen Strudel stürzen! und besonders einem Manne gegenüber, wie der meinige ist, der jeden Tag sich zehnmal nach mir umsieht, . . . ich sollte es unternehmen, ihn zu betrügen! das wäre ja eine Arbeit, vor der mir schwindelt, wenn ich nur daran denke. Nein, nein, das war eine gute Lehre, sie wird ihre Früchte tragen. Aber jetzt wollen wir von Dir sprechen; . . . bisher habe ich glücklicher Weise

doch nicht bemerkt, daß der Argwohn Deines Gemahls erwacht wäre.

—Du bist im Irrthume, . . . ich fürchte es, ohne jedoch bis jetzt noch Gewißheit zu haben.

—Wie meinst Du das?

—Ich habe Dir schon gesagt, daß mein Gatte fast niemals zu Hause ist. Des Morgens, wenn er gefrühstückt hat, geht er aus; . . . er speist gewöhnlich zu Mittag bei dem Mädchen, das er unterhält, und dort besuchen ihn auch seine Freunde. Dann führt er seine Buhlerin in das Theater, . . . geht nachher wieder zu ihr, und dort wird hoch gespielt, wie man mir erzählt hat; eher als früh um drei oder vier Uhr kommt er selten nach Hause.

—Ein schöner Lebenswandel für einen verheiratheten Mann!

—Sei es nun Zutrauen, . . . sei es Gleichgiltigkeit, er fragt mich selten, wie ich meine Zeit hinbringe . . . Vor zwei Tagen war er plötzlich unwohl geworden, und daher Nachmittags gegen zwei Uhr nach Hause gekommen. Ich war der Meinung gewesen, er würde den ganzen Tag abwesend sein, denn er hatte mir

gesagt, daß er nicht zu Hause speisen würde, und ich kam erst Abends um zehn Uhr von Michel zurück.

— Mein Gott! wie mußt Du erschrocken sein als Du erfuhrest, daß Dein Mann zu Hause wäre! Mich schaudert bei dem blosen Gedanken, . . . das hat man von der Liebe!

— Ich erschrak so sehr, daß ich Anfangs gar nicht in mein Zimmer hinaufgehen, und wieder fort wollte, um niemals wiederzukehren.

— Diesen Vorsatz würde ich gefaßt haben, . . . aber doch, ich weiß nicht, . . . nein! ich glaube wirklich, ich wäre gestorben vor Furcht.

— Endlich nahm ich meinen ganzen Muth zusammen, und ging hinauf; der Arzt war zugegen. Mein Gatte war so leidend, daß er nur wenig mit mir sprach . . . Ich brachte die Nacht an seinem Bette zu, indem ich einen verdoppelten Eifer erheuchelte . . . Als er ruhiger geworden war, fragte er mich, warum ich den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen, und wo ich hingegangen wäre. Ich hatte mir schon eine Antwort und eine Lüge ausgedacht: ich sagte ihm, ich wäre den ganzen Tag bei Dir geblieben, was bisweilen schon geschehen wäre, . . .

da er mich fast immer allein ließe. Er schien mir zu glauben, und äußerte sogar, er habe Nichts dagegen einzuwenden, da er Herrn von Luceval dem Namen nach kennte, und meine Verbindung mit dessen Gattin habe seinen Beifall. Ich hielt mich für gerettet; aber gestern Abend erneuerten sich meine Besorgnisse; ich erfuhr von meinem Kammermädchen, daß mein Mann sie mit großer Feinheit ausgefragt hatte, um zu erfahren, ob ich öfters vom Hause abwesend wäre.

— Mein Gott! . . . da müssen sich alle Deine Besorgnisse und Deine Angst erneuert haben! Welche Verlegenheit! . . . das hat man von der Liebe!

— Meine Unruhe wurde so heftig, daß ich mich für verloren hielt. Um jeden Preis wollte ich aus meiner unerträglichen Lage heraus, und ging heute Morgen zu Michel: Wir müssen einen Entschluß fassen, sagte ich zu ihm; ich will meiner Mutter Alles gestehen, ihr mittheilen, daß mein Gatte Verdacht geschöpft hat, daß mir Nichts übrig bleibt, als die Flucht. Meine Liebe zu Dir, Michel, wird mir die Kraft verleihen, meine Mutter zu gewinnen. Ich werde

nicht zu meinem Gatten zurückkehren. Heute Abend noch werde ich mit meiner Mutter Paris verlassen. Wir wollen nach Brüssel gehen, und dorthin kommst Du uns nach. Das Wenige, was Dir von Deinem Vermögen übrig geblieben, und meine Arbeit wird zu unserm Unterhalte genügen, und wenn es sein muß, reisen wir weiter, um andere Nahrungsquellen aufzusuchen; so gering und mühevoll unser Leben auch sein mag, werde ich doch wenigstens der schrecklichen Nothwendigkeit überhoben sein, alle Tage zu lügen, oder in beständiger Unruhe zu leben . . . Von diesen Qualen hast Du niemals eine Ahnung gehabt, Michel, denn ich verhehlte sie Dir, . . . aber länger kann ich sie nicht ertragen.

— Und ist er darauf eingegangen?

— Er? . . . — rief Valentine mit bitterm Lächeln aus, — ach! wie thöricht war ich, ihm einen solchen Entschluß zuzumuthen . . . Er blickte mich voll Bestürzung an; diese Flucht, dieses unruhige, mühselige, vielleicht unglückliche Leben erschreckte den Trägen, . . . oder vielmehr den schrecklichen Egoisten . . . er nannte mein Vorhaben unsinnig, und sagte, solche verzweifelte

Entschlüsse müsse man nur im äußersten Nothfalle fassen; übrigens hätte mein Mann höchstens Vermuthungen . . . und dann rieth mir Michel zu dem Briefe, um den ich Dich gebeten habe.

— Genau betrachtet, Valentine, hat er vielleicht Recht, . . . daß er zögert, sich zu der Flucht zu verstehen; . . . er nimmt seinen Vortheil wahr, . . . denn im Grunde steht es doch noch nicht so schlimm . . .

— Florentine, eine Ahnung sagt mir, daß...

Sie konnte nicht vollenden. Die Unterredung wurde durch ein neues Ereigniß unterbrochen.

Es war beinahe Nacht geworden; der Herbst hatte eben noch seine letzten schönen Tage, und das Zimmer, in welchem die beiden jungen Damen sich befanden, war nur noch durch die Dämmerung erhellt, welche auf den Sonnenuntergang folgt.

Die Thür des Zimmers öffnete sich plötzlich, und vor den erstaunten Blicken Florentinens und Valentinens erschienen die Herren von Luceval und von Infreville.

Valentine rief voll Entsetzen aus:

— Ich bin verloren!

Bei dem Anblicke des Herrn von Luceval, welcher Herrn von Infreville begleitete, bedeckte sie voll Scham ihr Gesicht mit ihrem Tuche.

Florentine trat zu ihrer Freundin, gleichsam um sie in Schutz zu nehmen, und sagte mit gebieterischem Tone zu Herrn von Luceval:

— Was wollen Sie?

— Dich der Lüge zeihen und einer strafbaren Mitschuld, Weib! — rief Herr von Luceval mit drohender Stimme aus.

— Ich hatte erfahren, daß seit einiger Zeit Frau von Infreville beinahe ganze Tage lang nicht zu Hause war, Madame, — fügte der andere Gatte, zu Florentinen gewendet, hinzu, während ihre Freundin mit krampfhaftem Zittern noch immer das Gesicht in ihren Händen barg; — gestern fragte ich Frau von Infreville, wo sie ihren Tag zugebracht hätte. Sie antwortete mir, sie hätte ihn bei Ihnen verlebt. Dieser Brief von Ihnen, gnädige Frau (er zeigte ihr das Billet), welcher im Einverständniß mit meiner Frau geschrieben worden, und der bestimmt war, mir eine schändliche Lüge aufzuheften, ist Herrn von Luceval in die Hände gefallen. Er

hat mir sein Ehrenwort gegeben, . . . und ich glaube ihm, . . . daß er Frau von Infreville niemals hier angetroffen. Ich erwarte nicht, gnädige Frau, daß Sie länger behaupten können, was der Wahrheit schnurstracks zuwiderläuft.

— So ist es, Frau, — rief Herr von Luceval, — Deine Erklärung wird als letztes Zeugniß gegen eine strafbare Gattin gelten; das soll zugleich mit eine Strafe Eures schändlichen Complottes sein.

— Alles, was ich zu erklären habe, Herr Gemahl, — entgegnete Florentine, — ist, daß Frau von Infreville meine beste Freundin ist und allezeit sein wird, . . . und daß sie um so sicherer auf meine zärtliche Liebe rechnen kann, je mehr sie das Unglück verfolgt.

— Wie! unsinniges Weib, — schrie Herr von Luceval, — das wagst Du . . .?

— Ich werde noch weit mehr wagen, Herr Gemahl, ich werde mir herausnehmen, Herrn von Infreville bemerklich zu machen, daß seine Handlungsweise seiner Frau gegenüber stets die eines Mannes ohne Herz und Ehre gewesen ist.

— Höre auf, Weib, — rief Herr von Luceval voll Erbitterung aus. — Schweig!

— Nein, mein Herr Gemahl, ich werde nicht schweigen, denn ich muß Herrn von Infreville erst noch daran erinnern, daß er hier bei mir ist, und da er jetzt den Grad der Werthschätzung, die ich ihm zolle, ermessen kann, so wird er es wohl begreiflich finden, daß sein längeres Verweilen in diesem Zimmer sich mit der Schicklichkeit nicht mehr vereinigen läßt.

— Sie haben Recht, gnädige Frau, ich habe bereits zu viel gehört, — erwiderte Herr von Infreville mit höhnischem Lachen.

Dann faßte er seine Frau rasch beim Arme, und sagte zu ihr: — Du kommst mit.

Das arme Weib, bestürzt, vernichtet, erhob sich maschinenmäßig, indem sie noch immer ihr Gesicht mit den Händen bedeckte, denn sie hätte vor Scham vergehen mögen; dann flüsterte sie:

— O! meine Mutter! meine Mutter!

— Valentine, ich verlasse Dich nicht, — rief Florentine aus, indem sie auf ihre Freundin zustürzte; aber Herr von Luceval, der völlig außer sich war, ergriff jetzt seine Frau ganz wüthend, hielt sie fest, und sagte:

— Du willst mir wohl Trotz bieten!

Herr von Infreville benutzte dies, um Valentinen fortzuziehen, welche schluchzend und mit gebrochener Stimme durch das Tuch hindurch, das ihr Gesicht verbarg, die Worte hervorstöhnte:

— Florentine! . . . lebe wohl! . . .

Darauf verschwand sie mit Herrn von Infreville.

Frau von Luceval, bleich vor Schmerz und Unwillen, wurde noch immer von ihrem Gatten festgehalten, der sie nicht eher losließ, als bis Valentine hinaus war.

Jetzt sagte die junge Frau ganz ruhig:

— Herr von Luceval, Sie haben die Rohheit gehabt, Ihre Hand an mich zu legen . . . von heute an ist jede Gemeinschaft zwischen uns zu Ende.

— Weib!!

— Sie haben Ihren freien Willen, Herr, auch ich werde den meinigen haben, das will ich Ihnen beweisen.

— Und werden Sie wohl so gnädig sein, Madame, — sagte Herr von Luceval mit höhnischem Tone, — mir mitzutheilen, worauf Ihr Wille gerichtet ist?

— Allerdings.

— Lassen Sie hören.

— Er ist darauf gerichtet, daß wir uns in der Güte trennen, ohne Lärmen, ohne ärgerlichen Streit.

— Ach so, auf diese Art gedenken Sie das durchzuführen?

— Ich habe mir erzählen lassen, daß Trennungen in dieser Weise sehr oft schon stattgefunden haben.

— Und in einem Alter von kaum siebzehn Jahren könnten Sie dann nach Ihrem Gefallen die Welt durchziehen.

— Die Welt durchziehen? davor bewahre mich der Himmel, Sie wissen wohl, daß dies meinem Geschmacke durchaus nicht gemäß wäre...

— Jetzt ist keine Zeit zum Scherzen, Madame, — rief Herr von Luceval aus; — ich frage Sie, ob Sie wirklich Thörin genug sind, sich einzubilden, daß es Ihnen mit noch nicht siebzehn Jahren gestattet sein wird, nach Ihrer unsinnigen Neigung für sich allein zu leben, . . . da Sie unter der Gewalt Ihres Gatten stehen?

— Es fällt mir gar nicht ein, für mich allein leben zu wollen.

— Und mit wem gedenken Sie denn zu leben?

— Valentine ist unglücklich, ich werde mit ihr und ihrer Mutter zusammenwohnen. Dem Himmel sei es gedankt, daß mein Vermögen von dem Ihrigen unabhängig ist . . .

— Bei diesem ehrlosen Weibe wollen Sie leben! bei einer Frau, die einen Liebhaber hat! ... bei einer Frau, die ihr Gemahl heute Abend aus seinem Hause verstoßen wird . . . woran er sehr wohl thut! . . . bei einer Frau, auf die alle rechtschaffenen Menschen mit Fingern zeigen werden! . . . Bei einem solchen Geschöpf gedenken Sie zu leben? . . . Aber man sollte Sie ja einsperren, daß Sie nur sich getrauen, ein solches Vorhaben zu bekennen.

— Herr von Luceval, die Ereignisse dieses Tages haben mich schrecklich müde gemacht; Sie werden mich verpflichten, wenn Sie mich ein wenig ruhen lassen; nur das Eine will ich noch bemerken: wenn irgend Jemand es verdient, daß alle Rechtschaffene mit Fingern auf ihn zeigen, so ist es Herr von Infreville, denn durch seine

abscheuliche Behandlung hat er seine Frau ins Unglück gestürzt. Valentine hingegen verdient mein zärtlichstes Mitleid, und darauf kann sie auch allezeit rechnen.

— Das ist ja aber unerhört! so kann ja nur eine Verrückte sprechen, die zum Einsperren reif ist!

— Hören Sie jetzt mein letztes Wort, Herr von Luceval: man wird mich nicht einsperren; ich werde meine Freiheit behalten, so wie Sie die Ihrige, und meiner Freiheit . . . werde ich mich bedienen.

— O! . . . das wollen wir schon sehen, Madame!

— Sie werden es sehen, Herr von Luceval.

Ende der Einleitung.

Siebentes Kapitel.

Seit den Ereignissen, welche wir mitgetheilt haben, sind vier Jahre vergangen.

Es ist ein rauher Winter, die Kälte sehr hart, der Himmel düster bewölkt.

Ein Frauenzimmer schreitet rasch durch die Straße Vaugirard, und bleibt hier und da stehen, um nach den Hausnummern zu sehen, als ob sie Jemandes Wohnung zu finden wünschte.

Die Dame ist in Trauerkleidung, und scheint zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Jahre alt zu sein; eine hohe, schlanke Gestalt, mit dunklem Haar und großen schwarzen Augen voll Ausdruck und Feuer; ihre Züge sind schön, obgleich ein wenig matt; auf ihrem lebhaften, be-

weglichen Gesicht malt sich wechselsweise tiefe Traurigkeit und ruhelose Ungeduld; auch ihr Gang, bald rasch, bald langsam, verräth eine lebhafte Unruhe.

Als die junge Dame beinahe die Hälfte der Straße durchwandert hatte, überblickte sie wieder die Seite derselben, wo die ungleichen Nummern standen, und als sie vor das mit Nummer 57 bezeichnete Haus gekommen war, blieb sie stehen; sie zitterte, sie legte die Hand auf ihren Busen, als wollte sie seinem Klopfen gebieten. Nachdem sie einige Augenblicke unbeweglich stehen geblieben, ging sie auf das Hofthor zu; dann hielt sie wieder zögernd an, aber als sie mehrere Zettel bemerkt hatte, auf denen angezeigt war, daß hier Wohnungen zu vermiethen wären, sann sie noch einen Augenblick nach, ging dann entschlossen in das Haus hinein, dessen Aeußeres sehr bescheiden war, und blieb vor der Zelle des Hausmannes stehen.

—Lieber Mann, — sagte sie, — es sind hier Wohnungen zu vermiethen?

— Ja, Madame, . . . das erste Stockwerk, das dritte, und dann noch zwei einzelne Zimmer.

— Das erste würde wohl für mich zu theuer sein; . . . das dritte paßt vielleicht eher für mich; wie theuer ist es?

— Sechshundert Franken, Madame, . . . das ist aber der äußerste Preis . . . es ist ganz frisch geweißt, . . . es braucht nur tapezirt zu werden.

— Und wie viel Gemächer enthält es?

— Eine Küche, die nach dem Vorsaale herausgeht, ein kleines Speisezimmer, ein Fremdenzimmer, und eine schöne Schlafstube mit daran stoßender Kammer, worin ein Bett für die Bedienung Platz hat. Wenn Sie . . . mit hinaufgehen wollen, . . . so können Sie Sich selbst überzeugen . . .

— Vor Allem . . . wünschte ich zu wissen, wer im Hause wohnt. Ich bin Wittwe, lebe ganz allein, und so begreifen Sie wohl, warum ich Sie darnach frage . . .

— Ganz natürlich, Madame; . . . in diesem Hause geht es aber ganz still zu; das erste Stockwerk steht jetzt leer, wie ich Ihnen schon sagte, das zweite bewohnt ein Professor der Rechte, ein sehr ehrenwerther Mann, und seine Dame desgleichen; . . . Kinder haben sie nicht;

. . . das dritte Stockwerk ist eben die Wohnung, die ich Ihnen zeigen will, und das vierte, welches aus zwei Stuben und einem Vorsaal besteht, hat ein junger Herr gemiethet; . . . wenn ich sage, ein junger Herr, . . . so ist das so eine Redensart, denn Herr Renaud kann wohl seine sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahre alt sein.

Bei dem Namen Renaud konnte die junge Dame, obgleich sie sich sehr zu beherrschen verstand, sich nicht enthalten, wechselsweise zu erröthen und zu erblassen; ein wehmüthiges Lächeln ruhte auf ihren Lippen, und ihre großen, schwarzen Augen schienen unter den langen Wimpern hervor noch brennender zu leuchten.

Indessen bemeisterte sie ihre Unruhe, und erwiderte mit ruhigem Tone und unbefangener Miene: — Die Wohnung im dritten Gestock ist also gerade unter der Wohnung . . . dieses Herrn?

— Ja, Madame . . .

— Und . . . ist dieser Herr verheirathet?

— Nein, Madame . . .

— Ich wiederhole es, Sie dürfen Sich nicht über die Fragen wundern, die ich Ihnen

vorlege, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich mich vor dem Lärmen über meinem Kopfe scheue, so wie vor schlechter Gesellschaft; da nun dieser Stadttheil, so wie der Preis und die Einrichtung der Wohnung, von welcher wir sprechen, mir ganz wohl gefällt, so mögte ich gern wissen, ob jener Herr, wie so viele andere junge Leute, nicht etwa gewohnt ist, viel Geräusch zu machen, oder vielleicht solche leichtfertige Bekanntschaften hat, mit denen es mir sehr unangenehm sein würde, auf der Treppe zusammenzutreffen, wenn ich ausgehe, oder nach Hause komme.

— Der? — rief der Hausmann mit dem Tone des Vorwurfs aus; — Herr Renaud sollte Mädchenbesuche bekommen? . . . ach! Madame.

Der Mann faltete die Hände.

Ein Schimmer von Freude und Hoffnung verklärte einen Augenblick das traurige Gesicht der jungen Dame, welche mit leichtem Lächeln erwiderte:

— Es fällt mir gar nicht ein, von den Sitten dieses Herrn etwas Schiimmes zu denken, und

das Erstaunen, welches meine Frage Ihnen verursacht, beruhigt mich vollkommen . . .

— Herr Renaud, Madame, ist ein so ordentlicher Mann, wie es keinen weiter giebt; . . . alle Tage, die der liebe Gott läßt werden, Sonntags und Wochentags, geht er früh halb vier Uhr oder spätestens um vier Uhr aus, und kommt erst nach Mitternacht wieder nach Hause; . . . Besuch bekommt er niemals . . .

— Das glaube ich; . . . diese Besucher müßten auch sehr früh aufstehen . . . — sagte die junge Dame, für welche diese Mittheilungen großen Reiz zu haben schienen; — wie? alle Tage ist er so zeitig auf?

— Ja, Madame, Sommer und Winter läßt er sich durch Nichts abhalten.

— Aber . . . — entgegnete die Dame, als könnte sie gar nicht glauben, was sie hörte, — da muß ja dieser Herr ein wahres Wunder von Geschäftigkeit sein . . .

— Das kann ich Ihnen weiter nicht sagen, Madame; nur so viel weiß ich, daß er so früh munter ist, wie ein Haushahn.

— Und, wenn ich fragen darf . . . lieber Mann, — fuhr die junge Dame fort, die im=

mer mehr und mehr erstaunte über das, was sie erfuhr, — was treibt denn dieser Herr für ein Geschäft, der jeden Tag des Morgens um drei oder vier Uhr ausgeht, und erst nach Mitternacht nach Hause kommt?

— Da fragen Sie mich zuviel, Madame, davon besitze ich keine Wissenschaft . . . So viel ist aber gewiß, daß dieser Miethsmann Ihnen nicht zur Last fallen wird . . .

— Wirklich, ich hätte keine Nachbarschaft finden können, die mir besser zusagte, aber . . . offen gestanden, wie könnte Ihnen das Gewerbe Ihres Hausgenossen wohl unbekannt sein?

— Ja, sehen Sie, Madame, seit den drei Jahren, daß Herr Renaud hier wohnt, . . ist nur ein einziger Brief an ihn eingegangen, . . . darauf stand weiter Nichts, als: An Herrn Michel Renaud, . . . und keine menschliche Seele kommt zu ihm.

— Aber er ist doch nicht stumm?

— Wirklich, Madame, viel besser ist es nicht; . . . wenn er ausgeht, da liege ich im Bette, und wenn er nach Hause kommt, . . . desgleichen; . . . früh sagt er zu mir: Ziehen Sie doch einmal den Riegel auf, und

Abends, wenn er sein Licht holt: Gute Nacht, Herr Landri (so heiße ich nämlich), das ist unsere ganze Unterhaltung . . . Aber doch, . . . bald hätte ich vergessen . . .

— Was denn?

— Am Tage zuvor, ehe der Zins gefällig ist, sagt er Abends zu mir, indem er seine sechzig Franken auf den Tisch legt: — Hier ist der Miethzins, Herr Landri; — am folgenden Abend sage ich dann zu ihm: — Die Quittung liegt dort neben Ihrem Leuchter, Herr Renaud. — Er nimmt sie, und sagt: Ich danke, Herr Landri. — Dann sind wir wieder auf drei Monate mit einander fertig . . .

— Es ist wirklich nicht gut möglich, schweigsamer zu sein; . . . und . . . Sie waren nicht neugierig genug, um das Geheimniß dieser in der That sehr seltsamen Lebensweise zu erforschen? Hat er denn nicht eine Bedienung um sich?

— Nein, Madame, . . . er besorgt sich Alles selbst, . . . das heißt, er macht sein Bett, wichst seine Stiefeln, klopft seine Kleider aus, und kehrt sich auch die Stube . . .

— Er selbst! . . . — rief die junge Dame

unwillkürlich aus, ohne ihre Ueberraschung verbergen zu können; bald aber besann sie sich und fügte hinzu:

— Wie? Dieser Herr . . . macht sich so viel Arbeit! . . .

— Nun wirklich, — erwiderte der Hausmann, dem das Erstaunen der jungen Dame aufzufallen schien, — da ist Nichts zu verwundern; nicht Jeder hat funfzigtausend Franken jährlich zu verzehren, und wenn man keine Dienstboten bezahlen kann, so muß man wohl sich selbst bedienen.

— Sie haben ganz recht, lieber Mann, — sagte die junge Dame, welche sich Mühe gab, ruhiger zu werden; — aber sind Sie denn bisweilen hineingekommen zu . . . diesem Herrn?

— Zweimal, Madame.

— Und es ist nichts Auffallendes in seiner Wohnung zu sehen?

— Wirklich nicht, Madame; . . . er bewohnt nur die eine Stube, . . . die andere ist nicht einmal möblirt . . .

— Und . . . in seiner Stube . . . haben Sie Nichts gesehen, woraus Sie hätten errathen können, . . . was er treibt? . . .

— Mein Gott, es ist eine Stube wie alle Stuben, Madame, . . . mit Möbeln von Nußbaum, und sehr sauber; . . . ein Bett, eine Commode, ein Tisch und vier Stühle, das ist Alles.

— Aber wirklich, lieber Mann, — bemerkte die junge Dame, die wohl fühlte, daß ihre Fragen und besonders ihre Verwunderung befremdend erscheinen mußten, — ich werde etwas spät gewahr, daß ich erstaunlich neugierig bin; indessen darf Ihnen das nicht auffallen, denn ich bin überzeugt, daß Sie gewiß, so lange Sie die Vermiethungen in diesem Hause besorgen, noch keinen Miethsmann gehabt haben, wie . . . dieser Herr ist.

— Was das betrifft, Madame, das ist die Wahrheit; . . . aber weil Herr Renaud seinen Miethzins zu Heller und Pfennig bezahlt, weil es keinen Miethsmann geben kann, der weniger Ansprüche macht, und weniger zur Last fällt, . . . da keine Katze zu ihm kommt, so denke ich bei mir; mag er doch vor mir sein, wer er will . . . Wollen Sie nun die Wohnung oben besehen?

— Allerdings, denn ich werde wohl schwerlich eine finden, die mir besser zusagte.

Während die muthmaßliche Abmietherin hinter dem Hausmann her die Treppen hinaufstieg, ereignete sich ein sonderbarer Vorfall in dem anstoßenden Hause, dessen Erdgeschoß als Kaffeehaus eingerichtet war.

In diesem Kaffeehause, das auch sonst nicht sehr besucht war, befand sich eben jetzt nur ein einziger Gast, der vor einem Tische saß, auf welchem eine Wasserflasche stand, nebst Zucker und einem Glase Absinth.

Dieser Mann war erst vor einigen Augenblicken eingetreten; er konnte höchstens dreißig Jahre alt sein, war hager, kräftig, und hatte ein von der Sonne gebräuntes Gesicht, markirte Züge und viel Lebhaftigkeit in seinen Bewegungen; er nahm mehrere Zeitungen, eine nach der andern, überlas sie dem Anschein nach, indem er seine Cigarre rauchte; allein man konnte leicht bemerken, daß seine Gedanken nicht bei der Lectüre waren, vorausgesetzt, daß er überhaupt las; er schien von tiefer Traurigkeit ergriffen zu sein, in welche sich ein geheimer Ingrimm mischte, wie sich aus seinen raschen Bewegungen er-

gab, so warf er jetzt die letzte Zeitschrift, welche er durchblättert hatte, mit Heftigkeit auf den Marmortisch hin.

Nachdem er einen Augenblick nachgesonnen, rief er mit kurzer, barscher Stimme den Kellner. Dieser, ein Mensch mit grauem Haar, eilte herbei.

— Kellner! . . . schenken Sie mir ein Glas Absinth ein, — sagte der Mann mit der Cigarre.

— Aber, lieber Herr, . . . Ihr Glas ist ja noch voll.

— Ja wirklich; — und damit leerte er sein Glas, das der Kellner von Neuem voll schenkte.

— Sagen Sie mir doch, — fing der Cigarrenraucher wieder an, — dieses Kaffeehaus gehört zu Nummer 59, nicht wahr?

— Ja wohl, mein Herr.

— Wollen Sie ein Fünffrankenstück verdienen? — fragte der Fremde.

Als der Kellner ihn verwundert anblickte, so wiederholte er:

— Ich frage Sie, ob Sie ein Fünffrankenstück verdienen wollen?

— Ich, . . . mein Herr, . . . nun . . .

— Wollen Sie, ja oder nein?

— Recht gern, lieber Herr, was soll ich denn thun?

— Reden . . .

— Von was denn reden?

— Einige Fragen beantworten.

— Das ist sehr leicht, . . . wenn ich es weiß . . .

— Sind Sie schon lange in diesem Kaffeehause?

— O . . . so lange es besteht, lieber Herr; . . . schon seit zehn Jahren.

— Sie wohnen hier im Hause?

— Ja, lieber Herr, . . . ich schlafe oben fünf Treppen hoch.

— Kennen Sie alle Hausbewohner?

— Dem Namen nach . . . und von Person, o ja; sonst aber nicht weiter . . . Ich bin der einzige Kellner hier, . . . und habe nicht viel Zeit, mich um die Nachbarn zu bekümmern.

Nach kurzem Zaudern, während dessen die Züge des Fremden schmerzliche Unruhe ausdrückten, sagte er zu dem Kellner mit etwas unsicherer Stimme:

— Wer wohnt denn vier Treppen hoch?

— Eine Dame, lieber Herr.

— Eine Dame . . . . allein?

Seine Unruhe schien sich zu steigern, während er die Antwort des Kellners erwartete.

— Ja, mein Herr, — erwiederte dieser, — allein . . .

— Sie ist Wittwe?

— Das weiß ich nicht; sie nennt sich Madame Luceval; weiter kann ich Ihnen Nichts sagen . . .

— Sie begreifen wohl, mein Lieber, daß, wenn ich Ihnen ein Fünffrankenstück verspreche, . . . es darum geschieht, daß Sie mir Etwas sagen sollen . . .

— Ja, lieber Herr, man sagt, so viel man weiß.

— Ganz richtig. Nun, lassen Sie hören, ganz offen, was urtheilt man von dieser Dame im Hause? Wie war ihr Name?

Offenbar that der Fremde diese Frage nur, um ein leichtes Zittern seiner Stimme zu verbergen, und Zeit zu gewinnen, um seine immer heftiger werdende Gemüthsbewegung zu bekämpfen.

Diese Dame heißt, wie ich Ihnen schon gesagt habe, Madame Luceval; . . . und man müßte sehr boshaft sein, um ihr etwas Schlimmes nachzureden, . . . denn man sieht sie niemals . . .

— Was sagen Sie?

— Wirklich, . . . lieber Herr, es ist immer noch nicht halb vier oder vier Uhr, wenn sie des Morgens ausgeht, . . . im Sommer wie im Winter; und wenn ich, wie es alle Tage geschieht, um Mitternacht zu Bett gehe, so höre ich sie allemal erst nach mir hinaufkommen.

— Ach, gehen Sie doch! das ist ja nicht möglich . . . — rief der Cigarrenraucher mit eben so großer Verwunderung aus, als die Dame in Trauerkleidung gezeigt hatte, da sie erfuhr, wie außerordentlich früh Herr Renaud das Bett verließ. — Wie! — fragte er wieder, — diese Dame geht also jeden Morgen vor vier Uhr aus?

— Ja, lieber Herr, ich höre sie jedesmal ihre Thür verschließen . . .

— Das ist doch kaum zu glauben, — sagte der Fremde vor sich hin.

Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, fuhr er fort:

— Und was mag wohl diese Dame außerhalb ihrer Wohnung alle Tage treiben? . . .

— Das weiß ich nicht, mein Herr.

— Aber was urtheilt man denn im Hause darüber?

— Nichts.

— Wie? Nichts! . . . man findet dies also ganz natürlich?

— In der ersten Zeit, als Madame Luceval hier wohnte, . . . es ist nun bald vier Jahre her, . . . da fand man ihre Lebensweise allerdings sonderbar; aber bald hat man sich nicht mehr darum bekümmert, . . . denn, wie ich Ihnen bereits mittheilte, sie läßt sich niemals sehen; daher denkt man nicht an sie, . . . obgleich sie ausnehmend hübsch ist.

— Nun, sehen Sie, . . . wenn sie so hübsch ist, mein Bester, — sagte der Fremde mit spöttischem Lächeln, und als ob ihm die Worte auf den Lippen brennten, — sehen Sie . . . da giebt es doch wohl einen Liebhaber? nicht so?

Dabei warf er einen finstern, brennenden Blick auf den Kellner, welcher ihm antwortete:

—Soviel weiß ich, daß diese Dame keine Besuche annimmt, lieber Herr.

—Aber des Abends, . . . wenn sie so spät nach Hause kommt, . . . da kehrt sie wohl nicht allein zurrück, sollte man denken?

—Ich kann nicht behaupten, lieber Herr, ob sie Jemand bis an die Thür begleitet, . . . aber es ist gewiß, wie ich Ihnen wiederholt versichere, daß man nicht die geringste üble Nachrede über sie gehört hat . . .

—Es ist also ein wahres Tugendmuster?

—Wirklich, . . . lieber Herr, . . . es hat ganz den Anschein, und ich bin überzeugt, das ganze Haus würde darauf schwören, so gut als ich.

Jetzt zeigte sich abermals eine völlige Uebereinstimmung zwischen dem, was der Mann mit der Cigarre zu empfinden schien, und der Freude, welche die Dame in Trauerkleidung zu erkennen gegeben hatte, als sie durch den verschämten Hausmann die Zusicherung bekam, daß man bei Herrn Renaud niemals Mädchenbesuche sähe; allein die Züge des Fremden, welche sich einen Augenblick erheitert hatten, wurden jetzt wieder finster, und er fragte weiter:

— Weiß man denn wenigstens, was sie für Erwerbsquellen hat, und wovon sie lebt?

— Das weiß ich wieder nicht, lieber Herr, obgleich es nicht den Anschein hat, als ob sie von ihren Renten lebte, . . . Ei gewiß! . . . Die Damen, welche von ihren Zinsen leben können, stehen nicht so zeitig auf, besonders bei solchem Wetter wie heute, wo eine Kälte ist, daß die Steine springen mögten, . . . und es schlug gerade auf dem Luxemburg halb vier Uhr, als ich heute Morgen die Dame ausgehen hörte.

— Sonderbar! . . . sonderbar! ist es mir doch, als ob ich träumte, — sagte der Fremde vor sich hin; dann fuhr er fort zu fragen: — Das ist Alles, was Sie wissen?

— Das ist Alles, lieber Herr, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß Niemand im Hause mehr über sie weiß . . .

Der Cigarrenraucher sann einen Augenblick nach; dann trank er sein zweites Glas Absinth langsam aus, warf ein ausländisches Goldstück auf den Tisch, und sagte zu dem Kellner:

— Hier ist meine Zeche; . . . fünf Franken behalten Sie für Sich; . . . die waren leicht verdient, scheint mir . . .

— Mein Herr, ich habe Sie Ihnen nicht abverlangt, . . . und . . . wenn Sie . . .

— Was ich einmal gesagt habe, dabei bleibt es; . . . nehmen Sie nur Ihr Geld, — entgegnete der Fremde kurz.

Der Kellner ging an die Kasse, um das Goldstück zu wechseln; unterdessen blieb der neugierige Gast in tiefes Nachdenken versunken. Nachdem er den Ueberschuß herausbekommen hatte, verließ er das Kaffeehaus.

In dem nämlichen Augenblicke trat die junge Dame, von welcher wir vorher erzählten, aus dem Nachbarhause, und ging gerade nach der Seite zu, von welcher der Cigarrenraucher herkam; als sie aneinader vorübergingen, so begegneten sich zufällig ihre Blicke . . . Der Mann blieb einen Augenblick stehen, da der Anblick dieser Dame eine dunkle Erinnerung in ihm rege gemacht zu haben schien; dann aber glaubte er, sich geirrt zu haben, und setzte seinen Weg nach dem oberen Ende der Straße Vaugirard fort, während die junge Dame nach dem andern Ende hinabging.

Achtes Kapitel.

Als der Cigarrenraucher und die junge Dame in Trauerkleidung in entgegengesetzter Richtung, wie die Schiffer sagen, aneinander vorbeigesegelt waren, so setzten sie Beide ihren Weg ungefähr zehn Schritte weit fort, . . . worauf jedoch der Mann mit der Cigarre, der auf seinen ersten Gedanken zurückzukommen schien, wieder umkehrte, um die Dame noch einmal in Augenschein zu nehmen. In demselben Augenblicke wendete auch diese sich um; da sie aber sah, daß jener Mann dieselbe Bewegung machte, so kehrte sie schnell das Gesicht weg, und setzte ihren Weg fort, indem sie ihre Schritte etwas mehr beschleunigte . . .

Als sie jedoch über die Straße hinüberschritt, um in den Garten des Luxemburg zu gehen, so konnte sie sich nicht enthalten, nochmals zurückzublicken; da sah sie denn in der Ferne, . . . daß der Fremde noch immer auf der nämlichen Stelle stand, und sie mit den Augen verfolgte. Etwas ärgerlich, daß ihre Neugierde zweimal bemerkt worden war, zog sie rasch ihren schwarzen Schleier über das Gesicht herab, und ging mit wieder beschleunigtem Schritt nach dem Luxemburg.

Der Mann mit der Cigarre zögerte einen Augenblick, eilte dann schnell vorwärts, erreichte bald das Gitter, und bemerkte von Weitem, daß die junge Dame sich nach der großen Allee des Observatoriums wendete.

Ein eigenthümliches Ahnungsvermögen, das uns öfters errathen läßt, was wir nicht sehen können, gab der jungen Dame beinahe die feste Ueberzeugung ein, daß Jener ihr folgte; sie zauderte lange, ehe sie zu dem Entschlusse kam, sich von ihrer Vermuthung Gewißheit zu verschaffen; eben wollte sie der Versuchung nachgeben, als sie hinter sich eilige Schritte vernahm, worauf Jemand an ihr vorüberging . . .

Es war der Fremde; er ging noch ungefähr zwanzig Schritte weiter, und kam dann in gerader Linie auf die junge Dame zu. Diese bog schnell zur linken Seite aus; ihr Verfolger wendete sich nach derselben Richtung, näherte sich ihr rasch, und indem er seinen Hut zog, sagte er mit ausgezeichneter Höflichkeit:

— Madame, . . . ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, daß ich mir erlaube, Sie anzureden . . .

— Wirklich, . . . mein Herr, . . . ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen . . .

— Madame, . . . gestatten Sie mir eine Frage . . .

— In der That, mein Herr, . . . ich weiß nicht . . .

— Diese Frage, Madame, . . . würde ich nicht an Sie zu richten brauchen, . . . wenn ich glücklich genug wäre, Sie ohne Schleier zu sehen . . .

— Mein Herr . . .

— Ich bitte sehr, Madame, nicht glauben zu wollen, daß es sich um eine dreiste Neugierde handelt; . . . einer solchen Handlungsweise bin ich unfähig; aber als ich soeben in der Straße

Vaugirard neben Ihnen vorbeiging, so kam es mir vor, als hätte ich Sie irgendwo schon gesehen, . . . und da dies unter ganz außerordentlichen Umständen geschah . . .

— Mein Gott, — erwiderte die Dame, — ich muß Ihnen bekennen, daß ich ebenfalls geglaubt habe . . .

— Mich irgendwo getroffen zu haben?

— Ja, mein Herr.

— In Brasilien? . . . Ungefähr vor acht Monaten?

— Einige Meilen von Valparaiso?

— Bei Sonnenuntergang?

— Am Ufer eines Sees, der von Felsen eingeschlossen war?

— Eine Bande Zigeuner machte einen Angriff auf einen Wagen, . . . in welchem Sie Sich befanden, Madame.

— Die Ankunft mehrerer Reisenden, welche auf Maulthieren ritten, deren Glocken man seit einigen Augenblicken ertönen hörte, trieb die Banditen in die Flucht. Jener Zug von Reisenden kam von Valparaiso her uns entgegen.

— Gerade wie ich Ihnen soeben in der Straße Vaugirard entgegenkam, Madame, —

sagte der Fremde lächelnd; und um mehrerer Sicherheit willen machte einer von den Reisenden nebst drei Männern der Begleitung den Personen im Wagen den Vorschlag, sie bis zum nächsten Dorfe zu begleiten.

— Und dieser Reisende ... waren Sie, ... mein Herr. Jetzt erinnere ich mich vollkommen, obgleich ich nur einige Augenblicke lang das Vergnügen hatte, Sie zu sehen, denn in Brasilien wird es sehr geschwind Nacht ...

— Und es war ganz finster, als wir bei dem Dorfe ... Balameda ... wenn ich mich recht erinnere, anlangten ...

— Auf den Namen dieses Dorfes kann ich mich nicht mehr besinnen, ... mein Herr; aber daran denke ich noch, und werde es nie vergessen, welche ausnehmende Freundlichkeit Sie uns damals bewiesen, ... denn nachdem Sie uns bis zum Dorfe begleitet hatten, mußten Sie schleunigst zu Ihrer Gesellschaft zurückeilen, ... welche, wenn mir recht ist, ihren Weg nach Norden zu nahm ...

— Ganz recht, Madame ...

— Und Sie haben doch, hoffe ich, Ihr Ziel ohne Unfall und ohne eine andere schlimme

Begegnung erreicht? Wir schwebten deshalb in doppelter Furcht; die Wege an den Abgründen der Felsen hin sind ganz abscheulich, . . . und jene Zigeuner konnten sich zwischen den Bergen versteckt haben.

— Ich erreichte meine Gesellschaft ohne alle Anfechtung wieder, Madame, nur mußte ich mein Maulthier etwas schärfer zutraben lassen.

— In Wahrheit, mein Herr, ... Sie müssen bekennen, daß es sonderbar genug ist, in dem Garten des Luxemburg eine Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, welche mitten in den Einöden von Brasilien gemacht worden ist . . .

— Wirklich, sehr sonderbar, Madame . . . Aber es fängt an zu schneien; wollen Sie mir nicht gestatten, Ihnen meinen Arm und den Schutz meines Regenschirmes anzubieten? . . ich werde die Ehre haben, wenn Sie es wünschen, Sie bis zur nächsten Fiakerstation zu führen . . .

— In der That, mein Herr, das heißt Ihre Freundlichkeit mißbrauchen, — erwiderte die junge Dame, indem sie das Anerbieten des Fremden annahm; — ich soll also hier eben so

wie in Brasilien ihre Artigkeit auf die Probe stellen?

Unter diesem Gespräch wendeten sie sich Beide Arm in Arm nach der Fiakerstation, welche in der Nähe einer Galerie des Odeontheaters war. Nur ein einziger Wagen stand auf dem Platze; die junge Dame stieg hinein; ihr Begleiter schien aus Bescheidenheit zu zögern, ihr nachzufolgen.

— Nun, mein Herr, — sagte sie freundlich zu ihm, — worauf warten Sie denn? Es ist kein anderer Wagen auf dem Platze, wollen Sie nicht diesen benutzen?

— Ich wagte es nicht, Madame, Sie um diese Vergünstigung zu bitten, — erwiderte er, und stieg eilig ein.

Dann fragte er sie:

— Welche Adresse soll ich dem Kutscher angeben, Madame?

— Haben Sie die Güte, — entgegnete die junge Dame mit einiger Verlegenheit, — mich nur bis an den Ausgang der Straße Rivoli, in die Nähe des Concordienplatzes fahren zu lassen . . . Ich werde dort unter den Bogengängen warten, bis es aufgehört hat zu schneien; ich

habe in jenem Stadttheile einige Geschäfte zu besorgen.

Als der Kutscher die betreffende Anweisung erhalten hatte, fuhr der Wagen nach dem linken Ufer der Seine.

— Wissen Sie wohl, mein Herr, — fing die junge Dame wieder an, — daß mir unser Zusammentreffen immer sonderbarer vorkommt?

— Obwohl ich die Sonderbarkeit dieser Begegnung anerkenne, Madame, so gestehe ich Ihnen doch, daß sie mir mehr noch angenehm als überraschend erscheint.

— Ich bitte, mein Herr, lassen Sie dergleichen Artigkeiten ruhen; sie taugen nur für Leute, die einander nichts Besseres zu sagen wissen, und ich bekenne Ihnen, sofern Sie geneigt sind, meine Neugierde zu befriedigen, daß ich noch nicht zur Hälfte mit meinen Fragen zu Ende sein werde, wenn wir an dem Orte angelangt sind, wo wir uns trennen müssen.

— Das hätten Sie mir nicht sagen sollen, Madame; Sie werden mich sehr redselig machen, . . . in der Hoffnung, daß Ihre Neugierde . . .

— Mir den Wunsch eingeben wird, Ihnen zum zweiten Male zu begegnen, im Fall Sie mir

nicht Alles schon heute mitgetheilt haben . . Meinten Sie das?

— Allerdings, Madame . . .

Die Dame lächelte schwermüthig, und fuhr fort:

—Um aber in gehöriger Ordnung anzufangen, was gedachten Sie denn im Norden von Brasilien vorzunehmen? Ich kehrte eben aus jenen unbewohnten Gegenden zurück, als wir uns vor acht Monaten begegneten, und da ich weiß, daß die Reisenden, welche sich dorthin begeben, sehr selten sind, so werden Sie meine Frage begreifen und entschuldigen, sofern sie Ihnen unbescheiden erscheinen sollte.

— Bevor ich Ihnen antworte, Madame, muß ich Ihnen durchaus einige Worte über meinen Charakter mittheilen, sonst würden Sie mich für einen Thoren halten.

— Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?

—Ich muß Ihnen das Bekenntniß ablegen, daß ich mit dem Fehler einer unruhigen Geschäftigkeit behaftet bin, welcher mir, besonders seit einigen Jahren, nicht gestattet, einen Monat lang an dem nämlichen Orte zu verweilen.

Mit einem Worte, ich besitze die Leidenschaft, die Sucht, die Wuth, beständig zu reisen.

— Ei, mein Herr . . .

— Was meinen Sie, Madame?

— In Wahrheit, das Sonderbare in unserm Zusammentreffen häuft sich mehr und mehr.

— Und in wiefern?

— Dieses unüberwindliche Bedürfniß der Thätigkeit, der Bewegung, diesen Widerwillen gegen die Unthätigkeit empfinde ich eben so wie Sie, mein Herr, und so wie Sie habe auch ich seit einigen Jahren im Reisen eine zweckmäßige Zerstreuung gefunden . . .

Die junge Dame erstickte einen Seufzer.

— O, nicht wahr, Madame, dieses herumziehende, abenteuerliche Leben ist doch ein schönes, ein interessantes Leben? . . . Nicht wahr, wenn man einmal seinen Zauber gekostet hat, dann ist jedes andere Dasein zur Unmöglichkeit geworden?

— Ja, Sie haben Recht, — erwiderte die junge Dame traurig, — mitten in unserm geschäftigen Leben findet man wenigstens Vergessenheit; hingegen, wenn man bei einer ruhigen Lebensweise traurige Erinnerungen hat, so peinigen und beherrschen sie uns nur um so siche-

rer; darum ist mir die Ruhe in den Tod zuwider.

— Was sagen Sie? Sie verabscheuen eben so wie ich jenes stille, ruhige, starre Existiren, das dem der Auster gleicht, die an ihre Bank gefesselt ist, oder dem Leben der Schnecke in ihrem Hause?

— Ach! ist es nicht wahr, mein Herr? Bewegung und Thätigkeit gleicht dem Schwindel, und der Schwindel entreißt uns der traurigen Wirklichkeit.

— Dagegen die starre, stumpfsinnige Unbeweglichkeit gleicht dem Tode.

— Sie ist noch schlimmer als der Tod, da man bei diesem Seelenschlummer das Bewußtsein behält.

— Und dennoch, Madame, — rief der Begleiter der jungen Dame aus, indem er einem geheimen Gefühle Folge leistete, das er nur mit Mühe zurückzudrängen vermogte, — giebt es nicht Menschen, . . . doch was sage ich, es sind ja keine mit Leben begabten Wesen mehr, . . . welche ganze Monate, ja ganze Jahre lang an die nämliche Stelle gefesselt bleiben, in ein

beschauliches Entzücken versunken, genießend, was sie den Zauber des far niente nennen?

—Ob es dergleichen Leute giebt, mein Herr? . . . — rief die junge Dame in Trauerkleidung mit schmerzlicher Lebhaftigkeit aus, — solche Leute, die eine unheilbare Schlaffheit ihr Leben lang an die nämliche Stelle fesselt, . . . und die sich noch herausnehmen, das selige Gefühl dieser Abspannung zu preisen, . . . dieser jämmerlichen Abspannung, die jedes thatkräftige Handeln, jede hochherzige Entschließung lähmt? . . . Eine unheilvolle Trägheit des Körpers und der Seele, die allezeit zu der schrecklichsten, gefühllosesten Selbstsucht führt! Ja, . . . ja, mein Herr, . . . es giebt solche Menschen . . . das weiß ich nur zu wohl!

—Auch Sie, Madame? . . .

—Was meinen Sie?

—Sollten Sie auch Gelegenheit gehabt haben, . . . das Unlenksame und Störrige dieser Gemüther kennen zu lernen, deren starre Trägheit zuletzt über den standhaftesten Willen den Sieg davon trägt?

Die Dame und der Fremde blickten einander einen Augeblick mit einer Art von Bestür-

zung an, so sehr schienen sie von der seltsamen Uebereinstimmung ihres Schicksals betroffen zu sein.

Die junge Dame brach zuerst das Schweigen wieder, und sagte seufzend:

— Hören Sie, mein Herr, . . . wir wollen diesen Gegenstand auf sich beruhen lassen, . . . er weckt in mir Erinnerungen, die gar zu schmerzlich sind.

— Ja, . . . ja, . . . wir wollen ihn nicht weiter berühren, Madame, denn auch ich habe peinliche Erinnerungen, und diese Erinnerungen fliehe ich wie eine Schmach, wie eine erniedrigende Schmach, . . . denn es ist schmachvoll, es ist erniedrigend, sich in Gedanken öfters mit dem zu beschäftigen, was man haßt, was man verachtet! . . . Ach! Madame, . . . mögen Sie um Ihrer Ruhe willen niemals diese Mischung von Sehnsucht, von Widerwillen und von Liebe kennen lernen, welche zuweilen das Unglück des Lebens für immer herbeiführt.

Die junge Dame hörte ihrem Begleiter mit immer gesteigerter Bestürzung zu; indem er von sich sprach, schien er auch von ihr zu sprechen; aber die Zurückhaltung, welche sie bei ihren Be-

ziehungen zu einem Unbekannten als Pflicht erkennen mußte, hielt sie ab, diese letztern Eröffnungen, welche sie vernommen, wie sie es allerdings vermogt hätte, zu erwidern; daher entgegnete sie, sowohl um ihre eigenen Gefühle zu verbergen, als um ihre immer mehr gereizte Neugierde zu befriedigen:

— Mein Herr, Sie sprechen von Widerwillen und Liebe; . . . wie kann man denn lieben, was man haßt? . . . ist denn ein solcher Widerspruch wohl möglich?

— Ei, mein Gott, Madame, — erwiderte der Fremde mit bitterem Lächeln und wider Willen von seinen Erinnerungen beherrscht, — ist nicht das menschliche Herz ein Abgrund, ein unergründliches Räthsel? Seitdem die Welt steht, hat man, wie ich glaube, von der unerklärbaren Anziehungskraft gesprochen, welche Gemüther, die einander ganz entgegengesetzt sind, zuweilen gegenseitig ausüben . . . Das Schwache sucht oft das Starke, das Ungestüme und Heftige sucht das Milde und Schüchterne auf. Ist es das Bedürfniß des Contrastes? ist es der Zauber, den eine Schwierigkeit bietet, welche überwunden werden soll, was diese Annäherung

bewirkt? Wer weiß es? Warum haben gewisse Personen von einer Gemüthsart, welche mit der unsrigen durchaus Nichts gemein hat, dennoch für uns einen Reiz, der so unerklärlich ist! . . . und dennoch so leicht zu erklären, denn man verwünscht sie, oder man bemitleidet, man verachtet, . . . man haßt sie; . . . gleichwohl . . . kann man sie nicht entbehren, oder, wenn man sie entbehren muß, . . . so sehnt man sich nach ihnen wenigstens eben so sehr, als man sie haßt; . . . und wenn man seine Gedanken und Wünsche auf Unmöglichkeiten richtet, . . . so würde man auf der Welt Nichts lieber sehen, als soviel Gewalt zu besitzen, um sie umzubilden, . . . sich selbst sie ähnlich zu machen, und ihnen Das zu verleihen, dessen Mangel man ihnen so bitter vorwirft; aber ach! das sind nur Träume, . . . die keinen andern Nutzen haben, als daß wir darüber die allzutraurige Wirklichkeit vergessen . . .

Als der Fremde diese letzten Worte aussprach, konnte er eine Thräne nicht zurückhalten; dann blieb er in Nachdenken versunken.

Die junge Dame fühlte sich mehr und mehr von tiefer Rührung überwältigt; schon der

schmerzliche und so aufrichtige Ton ihres Begleiters, als er jene Widersprüche berührte, welche so zu sagen eine gewisse Anziehung erzeugen, hatte sie mit jenem Gefühle erfüllt; auch jetzt wieder schien sie aus dem Munde des Fremden den Widerhall ihrer eignen Gedanken zu vernehmen . . . Diese Uebereinstimmung ihrer Verhältnisse hatte für sie einen seltenen Reiz; da sie nun den Versuch machen wollte, in das Geheimniß des Fremden tiefer einzudringen, ohne das ihrige preiszugeben, so sagte sie zu ihm:

— Oft habe ich, wie Sie, mein Herr, von diesen Widersprüchen reden hören; sie scheinen mir um so unbegreiflicher, da doch nur eine völlige Uebereinstimmung der Gemüther . . . eine mögliche Hoffnung auf Lebensglück darbieten kann . . .

Plötzlich aber unterbrach sich die junge Dame, erröthete, und bereute diese Worte, welche gewissermaßen für ein Entgegenkommen (woran der Fremde jedoch nicht im Entferntesten dachte) von ihrer Seite gelten konnten, da er sowohl als sie schon mehrere Male die Uebereinstimmung ihrer Neigungen verwundert anerkannt hatten. Ihre Befürchtung war unnöthig,

denn die Wendung, welche das Gespräch genommen, hatte den Begleiter der jungen Dame offenbar in tiefe Betrachtungen versenkt.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen an den letzten Säulengängen der Straße Rivoli; der Kutscher stieg ab und öffnete den Wagen.

— Wie? . . . — sagte der Fremde, der aus tiefem Nachdenken erwachte, und seine Gefährtin verwundert anblickte, — schon hier?

Dann winkte er dem Kutscher den Befehl zu, den Kutschenschlag wieder zu schließen, und sagte:

— Madame, . . . entschuldigen Sie, . . . ich habe die letzten Augenblicke . . . des Gespräches, welches Sie die Güte gehabt haben, mir zu gestatten, sehr schlecht benutzt; . . . aber wider Willen mußte ich dem Einflusse gewisser Erinnerungen nachgeben . . . Hoffentlich werden Sie mir eine Entschädigung nicht versagen, indem Sie mir die Erlaubniß ertheilen, daß ich Sie wiedersehe, . . . daß ich die Ehre haben kann, Ihnen in Ihrer Wohnung meine Aufwartung zu machen . . .

— Mein Herr, was Sie da von mir ver-

langen, . . . ist aus mehreren Gründen unmöglich . . .

— Madame, . . . ich beschwöre Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; in unserm Schicksale giebt es, wie mir scheint, so viele Berührungspunkte; . . . ich hätte Ihnen noch soviel von den Beweggründen zu erzählen, die mich zu jener Reise nach Brasilien veranlaßt haben, welche Sie ja auch zu erfahren wünschten; unser Zusammentreffen ist überdies so seltsam, . . . daß Sie durch dieses Alles sich werden bestimmen lassen, wie ich nicht zweifeln kann, mir die erbetene Gunst zu bewilligen . . . Ich würde es nicht wagen, in Bezug auf den geringen Dienst, welchen ich glücklich genug war, Ihnen früherhin zu erweisen, und dessen Sie Sich so freundlich erinnern, auf meiner Bitte zu bestehen . . .

— Ich bin nicht undankbar, mein Herr, das dürfen Sie mir glauben . . . Ich verhehle Ihnen nicht, daß es mir viel Vergnügen machen würde, Sie wiederzusehen, . . . und dennoch muß ich vielleicht auf diese Hoffnung verzichten.

— Ach! Madame, . . . was sagen Sie?

— Hören Sie einen Vorschlag, mein Herr,

den ich Ihnen machen kann: . . . Wir haben heute Montag . . .

— Nun, Madame? . . .

— Finden Sie Sich nächsten Donnerstag . . . zu Mittag . . . hier unter diesen Säulengängen ein . . .

— Ich werde kommen, Madame, . . . ich werde kommen.

— Wenn Sie nach Verlauf einer Stunde mich nicht sehen, . . . dann ist es mehr als wahrscheinlich, mein Herr, daß wir einander niemals wieder begegnen werden.

— Und warum das, Madame?

— Es ist mir unmöglich, Ihnen mehr zu sagen; . . . aber was auch geschehe, seien Sie wenigstens überzeugt, daß es mich sehr glücklich gemacht hat, Ihnen für einen Dienst zu danken, welchen ich nie vergessen werde.

— Wie, Madame? . . . es wäre möglich, daß ich Sie nicht wiedersähe? . . . Ich sollte Sie verlassen, ohne selbst Ihren Namen zu erfahren? . . .

— Wenn wir uns nicht wieder begegnen sollten, . . . wozu könnte es dann nützen, daß Sie meinen Namen wüßten? . . . Hingegen,

wenn wir uns am Donnerstag wieder treffen, . . . so werde ich Ihnen sagen, wer ich bin, . . . und, wenn Sie es wünschen, so können wir dann eine Bekanntschaft fortsetzen, die so weit von hier begonnen hat, ... und durch eine sehr unerwartete Begegnung wieder angeknüpft wurde.

— Ich danke Ihnen wenigstens, Madame, für diese Hoffnung, . . . so ungewiß sie auch sein mag, und will nicht weiter in Sie dringen; also nächsten Donnerstag . . .

— Nächsten Donnerstag, mein Herr.

Hierauf trennten sie sich.

Neuntes Kapitel.

Den Tag nach dem Zusammentreffen der beiden Reisenden, welche einander von Brasilien her kannten, trug sich im vierten Stockwerke des Hauses unter Nummer 57 in der Straße Vaugirard folgendes Ereigniß zu.

Eben hatte die Thurmuhr in der Ferne drei Viertel auf vier Uhr des Morgens geschlagen.

Ein junger Mann von ungewöhnlicher Schönheit schrieb bei dem Scheine einer kleinen Lampe.

Wir brauchen wohl nicht erst anzudeuten, daß es Herr Michel Renaud war, jener vortreffliche, aber so schweigsame Hausgenosse, welcher regelmäßig jeden Morgen vor vier Uhr aus-

ging, und immer erst nach Mitternacht wieder nach Hause kam.

Michel Renaud war also bei seinem Lämpchen mit Schreiben beschäftigt; er schrieb nämlich in ein großes Lagerbuch von der Art, wie sie beim Handel gebraucht werden, eine Menge Ziffern und Bemerkungen aus andern Heften ins Reine, welche nicht eben gut in Ordnung gehalten waren; mit einem Worte, er beschäftigte sich mit kaufmännischen Schriften.

Bei dieser trockenen und langweiligen Arbeit ermatteten unserm Michel von Zeit zu Zeit Augen und Hände, aber er überwand seine Schläfrigkeit wacker, zog die wollene Decke, womit er seine Füße und seine Beine umhüllt hatte, um sich zu erwärmen, wieder zusammen, blies in seine erstarrten Hände, und machte sich wieder an die Arbeit; es brannte kein Feuer in dem engen Stübchen, daher herrschte darin eine grimmige Kälte, und auf den undurchsichtigen Scheiben zeigten sich seltsame Blumen und Figuren, die der Frost gemalt hatte.

Ungeachtet jener in der rauhen Winternacht ausgeführten, so wenig anziehenden Arbeit zeigte Michels Gesicht Zufriedenheit und heitere See-

lenruhe; als das dritte Viertel auf vier Uhr vom Thurme her ertönte, stand der junge Mann vom Tische auf, über sein Gesicht zog sich ein freundliches Lächeln, wie man zu zeigen pflegt, wenn man im Begriff ist, einem befreundeten Wesen einen guten Morgen zu bieten; er ging eilig auf das Kamin zu, nahm sein Messer mit dem Buchsbaumheft, und klopfte damit zweimal leise an die Zwischenmauer, welche seine Wohnung von dem Nachbarhause trennte.

Gleich darauf wurde als Antwort gleichfalls zweimal geklopft.

Jetzt lächelte Michel mit einem Ausdruck von Frohsinn, als hätte er die freundlichsten Worte vernommen . . . Vermuthlich wollte er nochmals darauf antworten, denn er erhob eben den Stiel seines Messers von Neuem, als ein ganz leises, fast unmerkliches Klopfen, dem zwei stärkere Schläge folgten, zu seinen Ohren drang.

Michel erröthete, seine Augen belebten sich, ein wonniges Gefühl schien seine Adern zu durchströmen; man hätte vermuthen sollen, es wäre ihm eine eben so sehnlich gewünschte als unerwartete Gunst gewährt worden, und mit dem Ausdruck tiefempfundener Dankbarkeit antwortete er durch

wiederholtes Pochen, das er mit gleicher Eile beschleunigte, wie die heftigen Schläge seines Pulses auf einander folgten.

Diese Wirkung einer ungewöhnlichen Leidenschaft würde ohne Zweifel in gesteigertem Grade noch eine Zeitlang fortgedauert haben, wenn sie nicht plötzlich durch einen hastigen, kurzen Schlag, der von der andern Seite der Mauer herüberschallte, wie durch einen dringenden Befehl unterbrochen worden wäre.

Voll Ehrerbietung gehorchte Michel dem Gebot, und machte der allzulebhaften Aeußerung seiner Fröhlichkeit ein Ende.

Bald darauf schloß diese seltsame und geheimnißvolle Unterhaltung, welche mit den Feierlichkeiten bei der Aufnahme in eine Freimaurerloge Aehnlichkeit hatte, mit vier sehr deutlichen, langsamen, und gleich einer Wanduhr nachklingenden Schlägen, die wie ein Signal nochmals von der andern Seite der Mauer herübertönten.

— Es ist richtig, — sagte Michel vor sich hin, — es wird bald vier Uhr schlagen . . .

Jetzt beeilte er sich, seine Papiere in Ordnung zu bringen, Alles aufzuräumen, bevor er

ausging, und, wie man zu sagen pflegt, seine Wirthschaft zu besorgen.

Während er damit beschäftigt ist, wollen wir den Leser in das vierte Stockwerk des anstoßenden Hauses Nummer 59, in die Wohnung der Frau von Luceval, begleiten, welche von dem Zimmer Michel Renaud's, wie schon erwähnt, nur durch eine ziemlich dünne Mauer geschieden war.

Diese junge Dame war jetzt wenig älter als einundzwanzig Jahre und noch immer reizend; indessen hatte ihre Körperfülle ein wenig abgenommen.

Florentine schickte sich jetzt ebenso, wie ihr Nachbar, zum Ausgehen an. Eine Lampe mit Strahlenspiegel, sehr niedrig und hell leuchtend, wie sie die Illuminirer gebrauchen, wenn sie des Abends arbeiten, warf ihr Licht auf einen großen Tisch, der mit mehreren sehr schönen und halb ausgemalten Lithographien, mit Wasserfarben, welche auf einer Palette von Steingut lagen, dann, etwas entfernt davon, mit angefangenen Tapetenstreifen und Notenheften, die zum Copiren der Partituren bestimmt, und zum Theil

bereits ausgeschrieben, in buntem Gemisch bedeckt war.

Das Zimmer war ärmlich möblirt, aber es herrschte darin die äußerste Sauberkeit; auf dem Bettchen, das Florentine schon sorgfältig in Ordnung gebracht hatte, sah man ihren Hut und Mantel liegen.

Während die junge Dame mit Behendigkeit ihre Farben, ihre Musikhefte und Tapeten in verschiedene Schubfächer legte, hauchte sie in ihre zarten, von der Kälte, welche in diesem Zimmer nicht minder, wie in dem des Nachbars herrschte, rothgefärbten Händchen, denn auch hier war kein Feuer angemacht worden.

Unsere Faulenzerin mußte einen großen Unterschied finden zwischen ihrem gegenwärtigen und ihrem frühern Leben, wenn sie sich der Bequemlichkeit und der Pracht in dem Palaste Luceval's erinnerte, dessen Einrichtung der trägen Schlaffheit, worin sie ihre Wonne fand, so günstig war . . .

Und dennoch schien Florentine jetzt eben so glücklich zu sein, als zu jener Zeit, wo sie in den weichen Lehnstuhl ausgestreckt mit den Füß-

chen auf dem Sammetkissen ruhte, und ihr theures far niente genoß, wo sie den Vormittag verschlief, und dann gemächlich die Sonnenstrahlen beobachtete, die in ihrem reizenden Garten mit dem Laube spielten, oder auf das Murmeln des Wasserfalles horchte, in das die zwitschernden Vögel ihre Lieder mischten.

Ja, diese frostige, schläfrige Dame, welche sonst den ganzen Vormittag damit zubrachte, sich im Bette zu pflegen, sich wie eine Wachtel in ihrem Neste in die lieben, milden Eiderdunen zu wickeln, oder sich an der Gluth ihres Kamines zu wärmen, während sie, wie der große Dichter singt . . . dessen Verse sie gemächlich im prächtigen Zimmer las, den Reif an die klirrenden Scheiben pochen hörte; ja, diese Träge, der es als eine Anstrengung erschien, wenn sie im eleganten Wagen, der in bequemen Federn hing, ausfahren sollte, mit einem Worte, unsere Faulenzerin schien nicht im Mindesten den erloschenen Glanz der Vergangenheit zu bedauern, und lustig trällernd untersuchte sie jetzt die Schnallen an ihren kleinen Ueberschuhen, zog dann einen bescheidenen Regenschirm aus seinem Futteral hervor, und war nun bereit, dem

Schnee, dem schneidenden Nordwinde und der Kälte Trotz zu bieten.

Als diese letzten Vorbereitungen zum Ausgehen beendigt waren, so warf Florentine einen flüchtigen Blick in den Spiegel, der über dem Kamine hing, fuhr mit der flachen Hand über die dichten Flechten ihres blonden Haares, das eben so glänzend, eben so sauber war, als ob eine Kammerfrau eine Stunde damit hingebracht hätte, ihren Kopfputz zu ordnen; dann . . . diese Schwachheit muß verrathen werden, . . . dann streckte und dehnte die junge Dame ihre beiden Arme aus, indem sie den Oberkörper rückwärts bog, und senkte schmachtend ihr reizendes Köpfchen auf die linke Schulter.

Jetzt stieß Florentine einen Seufzer aus, der ihre Sanftmuth, aber zugleich ihre Trägheit verrieth, und der zu sagen schien:

Ach! wie gern mögte ich jetzt in einem weichen, warmen Bette liegen, anstatt um vier Uhr früh bei dieser Finsterniß, bei dieser abscheulichen Kälte auszugehen!

Unmöglich ist es, die anmuthige Schlaffheit dieser Geberde zu beschreiben, und wie sie ihren kleinen Mund voll ärgerlicher Wehmuth zusam-

menzog, indem sie sich alle Mühe gab, nicht zu gähnen, wobei die rosigen Lippen des niedlichen Weibchens sich einen Augenblick schwellend erhoben. Bald aber mogte sie sich Vorwürfe machen über diese Wünsche der Trägheit, und über die zu große Vorliebe für ihr Stübchen, in dem es doch so kalt war; geschwind setzte Florentine ihren Hut auf, hüllte sich in ihren Mantel, bekleidete ihre Füßchen mit den Ueberschuhen, ergriff muthig den Regenschirm, zündete ein bescheidenes Kellerlicht an, löschte ihre Lampe aus, und stieg behend die vier Treppen hinunter.

In diesem Augenblick schlug es am Thurme des Luxemburg vier Uhr.

— Mein Gott! . . . schon um vier, — sagte Florentine, als sie unten angekommen war; dann rufte sie mit sanfter, munterer Stimme:

— Ich bitte, ziehen Sie den Riegel auf.

Bald drückte sie die Hausthür hinter sich zu.

Es war gegen Ende des Decembers.

Die Nacht war sehr finster; ein schneiden-

der Nordwind wehte durch die öde Straße, welche nur hin und wieder durch die Gaslaternen spärlich erleuchtet war.

Als Frau von Luceval aus dem Hause getreten war, gab sie mit leisem Husten ein Signal.

Ein mehr männliches Hum . . . Hum . . . antwortete ihr.

Die Nacht war aber so finster, daß Florentine Mühe hatte, Michel zu erkennen, welcher einige Augenblicke früher seine Wohnung verlassen, und sich auf die andere Seite der Straße gestellt hatte, von wo aus er jetzt Antwort gab, auf den Zuruf seiner Nachbarin.

Ohne ein Wort zu sprechen, gingen nun Beide in gleicher Richtung vorwärts, er auf dem linken, sie auf dem rechten Trottoir.

Eine halbe Stunde zuvor, ehe Michel Renaud seine Wohnung verließ, hielt ein Fiaker in geringer Entfernung von dem Hause Nr. 57.

In diesem Wagen saß eine Dame, in einen Pelz gehüllt; sie hatte zu dem Kutscher gesagt:

— Wenn Sie aus jenem Hause einen Herrn kommen sehen, so fahren Sie im Schritt hinter ihm her, bis ich Ihnen sage, daß Sie anhalten sollen . . .

Bei dem Scheine der Wagenlaternen hatte der Kutscher Michel herauskommen, und seinen Weg nach dem Trottoir auf der andern Seite nehmen sehen; er folgte ihm jetzt, indem er sein Pferd in der Mitte der Straße gehen ließ. Die Dame im Wagen ließ Michel nicht aus den Augen, und weil sie demnach ihre Aufmerksamkeit immer auf das linke Trottoir richtete, so hatte sie Frau von Luceval auf der rechten Seite der Straße noch nicht wahrnehmen können. Diese hatte kaum die Hausthür wieder zugemacht, als ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, welcher so rasch zuschritt, als fürchtete er zu spät zu kommen, von dem obern Ende der Straße Vaugirard her ihr nacheilte.

Dieser Mann hatte demnach das Signal, welches zwischen Florentinen und Michel ausgetauscht wurde, nicht vernehmen, auch Letztern nicht wahrnehmen können, weil dieser durch

den Fiaker verdeckt wurde, welcher langsam mitten auf der Straße hinfuhr. Dieser Mann also folgte Frau von Luceval auf dem Fuße nach, so wie die Dame im Wagen Michel beständig im Auge behielt.

Zehntes Kapitel.

Michel und Florentine, obgleich durch die Straßenbreite getrennt, waren viel zu sehr mit einander selbst beschäftigt, um auf den Fiaker zu achten, der in gleicher Richtung langsam hinter ihnen her fuhr, da es durchaus nichts Ungewöhnliches war, in so früher Morgenstunde Miethwagen zu begegnen, welche langsam nach Hause fuhren.

Als die beiden Nachbarsleute mit ihrem Gefolge, von dem sie keine Ahnung hatten, an die Tournonstraße gelangten, so fanden sie den Eingang derselben durch eine Menge jener Kohlgärtnerwagen versperrt, welche immer früh sehr zeitig zu allen Thoren herein kommen, und nach

der Verkaufshalle fahren. Als die Dame im Fiaker bemerkte, daß der Wagen durch das Gedränge aufgehalten wurde, so fürchtete sie, Michel aus dem Gesichte zu verlieren; daher ließ sie den Kutschenschlag öffnen, stieg aus, bezahlte den Kutscher, und folgte dann eilig Michel nach. Als sie ungefähr bis in die Hälfte der Tournonstraße gekommen war, so wurde sie erst den Mann im Mantel gewahr, welcher so ziemlich mit ihr in gleicher Linie Schritt hielt. Anfangs gab sie auf diesen Umstand nicht weiter Acht; als sie aber beim Scheine einer Laterne bemerkt hatte, daß einige Schritte vor jenem Manne, in gleicher Linie mit Michel Renaud, ein Frauenzimmer ging, so fand sie dies sehr sonderbar und auffallend; von jetzt an theilte sich ihre Aufmerksamkeit unwillkürlich zwischen Michel, Frau von Luceval und der Mannsperson, welche derselben in geringer Entfernung folgte.

Michel und Florentine, die sich der Kälte wegen gehörig eingemummt hatten, Diese in ihren Hut und Mantel, Jener in seinen Paletot und einen großen Nasenwärmer, der ihm das Gesicht beinahe bis an die Augen hinauf be-

deckte, merkten noch nicht, was hinter ihrem Rücken vorging; wenn sie bei einer Laterne vorübergingen, so waren sie bemüht, einen Blick auszutauschen, und schritten wacker auf den Kreuzweg los, der sich am Eingange der Dauphinenstraße befindet.

Der Mann im Mantel, der sich nach Spanischer Sitte mit dieser weiten Hülle den Kopf ganz eingewickelt hatte, und in tiefes Nachdenken versunken war, wurde erst spät gewahr, daß auf dem Trottoir, dem gegenüber, auf welchem er selbst Florentinen folgte, ein Frauenzimmer hinter einer Mannsperson herging. Zu dieser Tageszeit waren zu wenig Leute auf den Straßen, als daß er nach kurzer Beobachtung über die Absichten der Dame im Pelzkleide hätte in Zweifel bleiben können; aber wie groß war seine Verwunderung, als er bei dem Lichte, das im Vorübergehen aus einem frühzeitig geöffneten Branntweinladen auf dieselbe fiel, an der schlanken Gestalt, an dem leichten Gange und an dem Hute mit Trauerflor das Frauenzimmer zu erkennen glaubte, das er am Tage vorher im Fiaker nach der Rivolistraße begleitet

hatte; denn die Namen der beiden Reisenden in Brasilien hat der Leser wohl schon errathen.

Dieses abermalige Zusammentreffen, diese Uebereinstimmung im Verfolgen von zwei verschiedenen Personen, nachdem sie erst gestern einander begegnet waren, erschien so auffallend, so höchst sonderbar, daß der Mann im Mantel vor Begierde brannte, sich auf der Stelle über seine Vermuthung Gewißheit zu verschaffen; ohne daher von Florentinen seine Blicke abzuwenden, schritt er schnell über die Straße hinüber, näherte sich der Dame im Pelzkleide, und sprach zu ihr:

— Madame, . . . ich bitte, nur ein Wort.

— Sie, mein Herr, — rief sie aus, — Sie also waren es?

Beide blieben einen Augenblick höchst verwundert stehen.

Der Mann ergriff zuerst das Wort wieder, und sagte:

— Madame, nach dem, was hier vorgeht, . . . und in unserm gemeinschaftlichen Interesse ist es nöthig, daß wir uns augenblicklich offen erklären.

— Das glaube ich auch, mein Herr.

— Wohlan, Madame, . . . ich . . .

— Nehmen Sie Sich in Acht! . . . gehen Sie auf die Seite, . . . da kommt ein Wagen, — rief die Dame im Pelzkleide aus, indem sie ihn unterbrach, und auf einen Milchwagen deutete, der dicht an dem Trottoir, neben welchem der Mann im Mantel stehen geblieben war, rasch heranfuhr.

Dieser entging der Gefahr durch einen behenden Sprung; allein unterdessen hatten Florentine und Michel den Kreuzweg erreicht, und waren verschwunden, da sie während der wenigen Worte, die ihre Verfolger mit einander gewechselt, einen Vorsprung gewonnen hatten.

Die Dame wurde zuerst inne, daß ihr Michel aus dem Gesicht gekommen war; mit ärgerlichem und schmerzlichem Tone rief sie aus:

— Ich sehe ihn nicht mehr; ich habe ihn verloren.

Diese Worte erinnerten ihren Begleiter, daß auch ihm die Dame, welche er verfolgte, aus dem Gesichte gekommen sein könnte, und wirklich, als er schnell umherblickte, war Florentine nicht mehr zu sehen.

— Madame, — rief er aus, — wir wol-

len geschwind nach dem Kreuzwege zu gehen, . . . vielleicht ist es noch Zeit, sie wieder einzuholen . . . Kommen Sie, . . . erlauben Sie mir Ihren Arm.

— Geschwind, mein Herr, geschwind, — sagte die junge Dame, indem sie ihren Arm in den ihres Begleiters legte, und Beide eilten auf den Kreuzweg zu.

Als sie an dieser Stelle angelangt waren, wo vier oder fünf enge, finstere Straßen ausmünden, so fanden sie Niemand mehr, und sahen ein, wie vergeblich es sein würde, ihre Forschungen fortzusetzen.

Nachdem sie einen Augenblick von ihrem eiligen Laufe ausgeruht hatten, so schwiegen sie noch kurze Zeit, um, so zu sagen, über die unerhörte Gleichmäßigkeit ihres Geschickes mit Muße nachzudenken.

Dann rief der Mann im Mantel aus:

— Fürwahr, Madame, da mögte man sich wohl fragen, ob man wache oder träume . . .

— Das ist sehr richtig, mein Herr, . . . ich kann nicht glauben, was ich sehe, was vor meinen Augen vorgeht . . .

— Ich wiederhole Ihnen, Madame, . . .

in dem, was uns seit gestern begegnete, liegt etwas so Unerklärliches, daß unsere gegenseitige Zurückhaltung unmöglich von längerer Dauer sein kann . . .

—Ich bin mit Ihnen einverstanden, mein Herr, erlauben Sie mir Ihren Arm; . . . ich bin ganz starr vor Kälte; . . . die Gemüthsbewegung, . . . die Ueberraschung, . . . ich fühle mich unwohl, . . . aber im Gehen wird es besser werden.

—Wo wollen wir hin, Madame?

—Das ist mir gleich; wir wollen nach dem Pont-Neuf, nach dem Dammwege.

Hierauf gingen sie die Dauphinenstraße hinunter, und setzten im Gehen ihre Unterhaltung in folgender Weise fort:

—Zunächst, mein Herr, — fing die junge Dame an, — muß ich Ihnen meinen Namen mittheilen; . . . zwar ist dies wohl ein unwichtiger Gegenstand, aber es ist doch nöthig, daß Sie erfahren, wer ich bin; . . . ich heiße Valentine von Infreville, . . . ich bin Wittwe.

Großer Gott! . . . — rief der Mann im Mantel aus, indem er versteinert stehen blieb, — Sie! . . .

— Was meinen Sie? . . .

— Sie . . . Frau von Infreville!

— Warum erstaunen Sie, mein Herr? Sollte mein Name Ihnen bekannt sein?

— Allerdings, — erwiderte der Mann im Mantel, nachdem er sich von der Bestürzung erholt hatte, in die ihn diese Eröffnung versetzte, — allerdings darf ich mich nicht wundern, daß ich Sie, Madame, . . . nicht wieder erkannt habe, . . . weder in Brasilien, noch hier, denn als ich Sie das erste Mal sah, . . . es ist vier Jahre her, . . . da konnte ich Ihr Gesicht nicht erkennen, weil Sie dasselbe mit den Händen verbargen, und der Unwille, den ich damals empfand . . .

— Was sagen Sie? . . . vor vier Jahren haben Sie mich schon gesehen . . . vor unserm Zusammentreffen in Brasilien?

— Ja wohl, Madame . . .

— Und wo denn?

— Wirklich, ich wage es jetzt nicht, Sie daran zu erinnern . . .

— Noch einmal, bei wem haben Sie mich gesehen, mein Herr?

— Bei meiner Frau . . .

— Bei Ihrer Frau?

— Bei Frau von Luceval . . .

— Wie? . . . Sie sind? . . .

— Von Luceval . . .

Jetzt blieb auch Valentine von Infreville, voll Erstaunen über diese Begegnung, welche Erinnerungen weckte, die für sie so peinlich waren, wie versteinert stehen; sie sprach mit kummervoller Miene:

— Sie haben Recht, mein Herr; das erste Mal, als wir beisammen waren . . . bei Frau von Luceval, konnten Sie eben so wenig meine Gesichtszüge, als ich die Ihrigen erkennen . . . Ich verbarg mein Gesicht vor Scham, und jetzt noch, — fügte Valentine hinzu, indem sie die Augen niederschlug, als wollte sie sich den Blicken des Herrn von Luceval entziehen, — obgleich seit jenem verhängnißvollen Abende mehrere Jahre vorübergegangen sind, . . . so danke ich Gott, . . . daß es finstere Nacht ist . . .

— Glauben Sie mir, Madame, sehr ungern nur habe ich diese Erinnerungen, die Ihnen so peinlich sind, geweckt; . . . für mich sind sie nicht weniger schmerzlich, . . . denn hingerissen von der Erbitterung des Herrn von In-

freville, der Sie so hart beschuldigte, . . . habe ich . . .

Valentine unterbrach ihn, und sagte mit einem Tone, in dem sich Neugierde, Besorgniß und zärtliche Theilnahme äußerten:

— Aber Florentine?

— Sie eben verfolgte ich jetzt, — entgegnete Herr von Luceval düster.

— Sie? wie? jenes Frauenzimmer war ...

— Es war Frau von Luceval.

— Aber . . . warum folgten Sie ihr?

— Sie wissen also nicht? . . .

— Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie . . .

— Wir leben getrennt, wir sind von Tisch und Bett geschieden, — erwiderte Herr von Luceval mit schmerzlichem Seufzer; — das mußte geschehen . . .

— Und Florentine, wo wohnt sie?

— In der Straße Vaugirard.

— Ach, mein Gott! — rief Valentine bebend aus, — das ist auffallend.

— Was fehlt Ihnen, Madame?

— Florentine wohnt in der Straße Vaugirard, und in welchem Hause?

— In Nr. 59.

— Und Michel wohnt in Nr. 57, — rief Valentine aus.

— Michel? — fragte Herr von Luceval, — Michel Renaud?

— Ja wohl, . . . Ihr Vetter . . . Er wohnt in Nr. 57, vier Treppen hoch. Gestern, als ich Ihnen begegnete, . . . hatte ich mir eben darüber Gewißheit verschafft . . .

— Und meine Frau wohnt ebenfalls vier Treppen hoch! — rief Herr von Luceval aus.

Jetzt fühlte er, wie Valentinens Arm in dem seinigen krampfhaft zitterte; er fragte sie erschrocken:

— Mein Gott, Madame, was fehlt Ihnen? . . . Sie werden unwohl . . .

— Entschuldigen Sie, . . . der Schreck, . . . die Kälte . . . Ich weiß nicht, wie mir wird; . . . ich kann mich kaum auf den Beinen erhalten, und es wird mir schwindlich.

— Madame, . . . nur noch ein wenig Muth, . . . noch eine geringe Anstrengung, . . . nur bis zu jenem erleuchteten Laden . . . dort . . . an der Ecke des Dammweges . . .

— Ich will versuchen, bis dorthin zu ge-

hen, — antwortete Valentine mit schwacher Stimme.

Sie hatte auch wirklich noch Kraft genug, bis zu dem Laden eines Materialisten, der zeitig sein Geschäft geöffnet hatte, zu gelangen; ein Frauenzimmer, welches sich darin befand, nahm Frau von Infreville freundlich auf, führte sie in das Stübchen hinter dem Laden, und widmete ihr allen möglichen Beistand.

. . . .

Nach Verlauf einer Stunde, als es schon heller Tag war, wurde ein Wagen nach dem Laden geholt, und Herr von Luceval begleitete Frau von Infreville zu ihrer Wohnung.

———

Eilftes Kapitel.

Frau von Infreville hatte sich nach den Ereignissen der Nacht so unwohl, so aufgeregt gefühlt, daß sie unfähig war, ihre Gedanken zu ordnen; sie hatte Herrn von Luceval, der sie nach Haus begleitete, gebeten, Abends gegen acht Uhr sich wieder bei ihr einzufinden, damit sie sich ernstlich mit einander besprechen könnten.

Um acht Uhr begab sich Herr von Luceval zu Valentinen, welche eine Miethwohnung in der Chaussee d'Antin inne hatte.

— Wie befinden Sie Sich jetzt, Madame? — sagte er voll Theilnahme zu ihr.

— Besser, mein Herr, . . . viel besser; ich muß Sie wegen meiner kindischen Schwachheit heute Morgen um Verzeihung bitten.

— War sie nicht sehr begreiflich, Madame, nach so vielen unerhörten Ereignissen?...

— Jetzt, mein Herr, ist mein Kopf wieder ganz frei, . . . was heute Morgen nicht der Fall war; . . . darum sah ich mich genöthigt, Sie zu bitten, die so wichtige Unterredung, welche wir halten müssen, auf heute Abend zu verschieben.

— Ich stehe ganz zu Befehl, Madame . . .

— Erlauben Sie mir einige Fragen, mein Herr; . . . ich werde dann auch die Ihrigen beantworten . . . Sie leben, wie Sie mir gesagt haben, von Florentinen getrennt? Das war mir völlig unbekannt.

— In der That, Madame, seit jenem traurigen Abende, wo ich Sie zum ersten Male bei meiner Frau antraf, . . . haben wir Beide, sie wie ich, nicht das Mindeste von Ihnen vernommen . . .

— Ich werde Ihnen die Ursache davon mittheilen, mein Herr.

— Sie werden begreifen, daß nach dem peinlichen Auftritte, welcher zwischen Ihnen, Herrn von Infreville, meiner Frau und mir stattfand, . . . mein Zorn außerordentlich gereizt

war; als Sie Sich entfernt hatten, kam es zwischen mir und Florentinen zu einer heftigen Erklärung; . . . sie eröffnete mir, daß sie sich von mir trennen wollte; . . . ich mögte nach meiner Weise, sie würde noch der ihrigen leben; sie gedachte sich ihrer Aeußerung nach zu Ihnen und Ihrer Frau Mutter zu begeben, da sie voraussetzte, daß es Ihnen unmöglich sein würde, fernerhin mit Herrn von Infreville zu leben.

— Wirklich? war das die Absicht Florentinens?

— Allerdings, Madame, denn es hat mir stets geschienen, daß sie die zärtlichste Freundschaft gegen Sie hegte; . . . indessen . . . Sie können sich das wohl vorstellen, verwarf ich diesen Plan der Scheidung als eine Thorheit; Florentine aber erklärte, daß wir von jetzt an, mögte es mir gefallen oder nicht, getrennt leben würden; ich zuckte die Achseln, . . . und dennoch fand diese Trennung statt.

— Eine solche Halsstarrigkeit . . . von Seiten Florentinens . . . setzt mich in Erstaunen, . . . und stimmt so wenig mit ihrem gewöhnlichen Phlegma überein . . .

— Ach! . . . Madame, . . . wie wenig

kannten Sie dieselbe, . . . und wie wenig habe ich sie selbst gekannt! . . . wenn Sie wüßten, wie groß die Gewalt der starren Trägheit eines solchen Gemüthes ist! . . . Schon vor dem erwähnten Auftritte . . . fanden zuweilen große Mißhelligkeiten zwischen uns statt; ich bin, wie ich Ihnen bereits mittheilte, ein leidenschaftlicher Freund des Reisens, und der schönste Traum meines Lebens wäre darauf gerichtet gewesen, Florentinen diese Neigung mitzutheilen, denn ich war wirklich in sie verliebt . . . und ich hätte das Ideal eines glücklichen Lebens darin gefunden, mit einer innig geliebten Gattin interessante Reisen zu unternehmen; . . . allein Florentine wies bei ihrer unheilbaren Trägheit alle Anträge, die ich ihr in dieser Beziehung machte, standhaft zurück; ich gebe zu, daß ich zu weit ging; . . . ich sah das auch ein, aber es war zu spät; ich behandelte sie zu sehr als willenloses Kind, ich spielte zu sehr den Gebieter, den Eheherrn, . . . und obgleich ich sie bis zur Vergötterung liebte, so glaubte ich doch, ihr eignes Interesse und meine Würde erheischte es, daß ich als strenger Befehlshaber aufträte; überdies, muß ich es bekennen? da ich von Na-

tur lebhaft und jähzornig bin, so gerieth ich durch ihren spöttischen Gleichmuth öfters ganz außer mir . . . Den Tag darauf, wo ich Sie bei Florentinen sah, begab sie sich zu Ihnen; da erfuhr sie, daß Sie in der Nacht mit Ihrer Mutter . . . und Herrn von Infreville abgereist wären, aber wohin? das konnte sie nicht erfahren. Ihre Betrübniß war sehr groß; . . . dies ging mir dermaßen zu Herzen, daß ich einen Reiseplan, den ich gefaßt hatte, auf einige Zeit verschob. Später wollte ich die Widerspenstigkeit meiner Frau endlich überwinden, . . . und sie dahin bringen, sich meinen Neigungen zu fügen, ich verkündigte ihr also meinen Entschluß; . . . den Anfang wollte ich mit einer kleinen Reise nach der Schweiz machen, . . . einer wahren Spazierfahrt; ich war auf einen lebhaften Widerstand gefaßt, allein . . . ich täuschte mich . . .

— Sie willigte ein?

— „Du willst mich auf Reisen führen, — sagte sie zu mir, — gut, . . . Du hast das Recht dazu, wie Du behauptest, bediene Dich desselben, — fügte sie mit ihrem gewöhnlichen Phlegma hinzu, — nur muß ich Dich darauf

aufmerksam machen, daß Du mich binnen acht Tagen nach Paris zurückbringen wirst."

— Und als acht Tage vorüber waren?

— Da brachte ich sie nach Paris zurück...

— Wie fing sie es aber an, Sie zu dieser Rückkehr zu nöthigen?

— O! — entgegnete Herr von Luceval mit ärgerlichem Tone, — sie bediente sich eines ganz einfachen Mittels. Wir reisten ab; im ersten Nachtlager deutete ich ihr an, daß wir am folgenden Morgen um neun Uhr wieder aufbrechen würden, ... denn ich wollte sie nicht nöthigen, gar zu früh aufzustehen . . .

— Nun?

— Sie blieb in einem erbärmlichen Wirthshause achtundvierzig Stunden im Bett liegen, unter dem Vorwande, daß sie eine schreckliche Mattigkeit fühlte; dabei bemerkte sie mit dem unbefangenen Gleichmuth, der mich allemal erbitterte:

— „Du hast kraft des Gesetzes das Recht, mich zwingen, daß ich Dich begleite, aber das Gesetz bestimmt meines Wissens die Stunden nicht, die mir vergönnt sind, im Bette zuzubringen." — Was ließ sich darauf antwor-

ten, Madame? vor Allem aber, was sollte ich achtundvierzig Stunden lang an diesem verwünschten Orte anfangen? Ich kann Ihnen nicht sagen, Madame, wie groß diese zwei fürchterlichen Tage hindurch mein Aerger und meine Erbitterung war; . . . aus meiner Frau konnte ich kein Wort herausbringen, . . . und so hatte ich keine andere Zerstreuung, als daß ich das elende Städtchen nach allen Richtungen durchstreifte . . . allein bei allem Ingrimme hielt ich doch aus; sie wird es eher satt bekommen, als ich, sagte ich bei mir, sie liebt den Luxus und ihre gewohnte Bequemlichkeit; wenn wir noch zwei oder drei Mal in solchen erbärmlichen Wirthshäusern einkehren, . . . da wird sich ihr Starrsinn schon legen.

— Ich weiß nicht, ob Ihre Rechnung richtig war.

— Sie werden es gleich sehen, Madame . . . Nach Verlauf jener schauderhaften zwei Tage reisten wir weiter, und gelangten Nachmittags gegen drei Uhr zu einer Station in einem jämmerlichen Dorfe . . . Die Straße war sehr staubig, und Florentinens Haar hatte natürlich dabei gelitten; sie stieg aus dem Wagen,

und befahl ihrem Kammermädchen, sie zu kämmen, damit sie den Staub aus den Haaren los werde. Man führte meine Frau in ein elendes Zimmerchen. Auf das schmuzige Bett, welches sie darin vorfand, mochte sie sich nicht legen; sie ließ sich einen alten Lehnstuhl bringen, setzte sich hinein, und erklärte mir, sie fühle sich so abgemattet, daß sie diesmal unter vier Tagen nicht von der Stelle gehen würde; ich bildete mir ein, sie scherzte nur, . . . nein, sie meinte es ganz ernstlich.

— Wie? mein Herr, . . . und diese vier Tage lang? . . .

— Erst am Ende des dritten Tages verlor ich den Muth, . . . länger konnte ich es aber nicht aushalten!! Drei Tage, Madame, drei ganze Tage an einem solchen Orte auszuhalten! Vergebens versuchte ich alle Mittel, den Widerstand meiner Frau zu brechen; ich wußte nicht was ich angeben sollte; . . . zur Gewalt meine Zuflucht nehmen? Florentinen in den Wagen schaffen lassen? was hätte dies für ein ärgerliches Aufsehen gegeben, . . . und gewiß wäre es auf jeder Station nicht besser gegangen; . . . ihr drohen? sie flehentlich bitten? . . . Alles

vergebens . . . Nun werden Sie Sich nicht wundern, Madame, daß wir am sechsten Tage nach unserer Abreise in Paris wieder einzogen. Kurze Zeit nach unserer Ankunft erhielt ich eine schlimme Nachricht: . . . Das ganze Vermögen meiner Frau stand bei ihrem Vormunde, einem bekannten Banquier; er hatte Bankerott gemacht, die Flucht ergriffen, und Florentine war völlig ruinirt . . . Einen Augenblick freute ich mich. Meine Frau war jetzt ohne Mittel, war mir so zu sagen preisgegeben; nun, dachte ich, wird sie sich wohl fügsamer zeigen . . .

— Ich kenne Florentinen, mein Herr, und ich irre mich wohl nicht, . . . Ihre Hoffnung ging fehl . . .

— Das ist nur zu wahr, Madame; als Florentine den Verlust ihres Vermögens erfuhr, so war sie weit entfernt, sich zu beklagen; sie schien vielmehr sehr froh darüber zu sein. Ihre ersten Worte bei dieser Nachricht waren folgende: „Jetzt hoffe ich, daß Du Dich unserer Trennung nicht mehr widersetzen wirst." — Mehr als je, — antwortete ich ihr, — denn Du dauerst mich, und ich mag Dich nicht dem Mangel preisgeben.

— „Herr von Luceval,“ erwiderte sie, „vor dem Verluste meines Vermögens hätte ich vielleicht Bedenken getragen, von Ihnen zu scheiden, denn ich muß die Hoffnung aufgeben, Valentinen wiederzufinden; es lag mir nur daran, in aller Ruhe und nach meiner gewohnten Weise zu leben; ich würde Ihnen gewisse Bedingungen gestellt haben; jetzt aber würde jeder Tag, jede Stunde, die ich in diesem Hause verlebte, eine Demüthigung, eine Strafe für mich sein; dieser Strafe mag ich mich nicht unterwerfen; willigen Sie also darein, mir meine Freiheit wiederzugeben, und selbst wieder frei zu sein.“ — Aber unglückliches Weib, — sagte ich zu ihr, — wie gedenkst Du denn zu leben, da Du an Gemächlichkeit, an Trägheit gewöhnt bist? — „Als wir uns verheiratheten, bat ich Sie um tausend Franken in Gold von meiner Mitgift,“ antwortete sie mir, „von dieser Summe habe ich noch einen Theil, . . . das wird mir genügen.“ — Wenn aber dieses Geld ausgegeben ist, wo willst Du dann neue Hülfsquellen finden? — „Das kann Sie wenig kümmern,“ antwortete sie mir. — Das kümmert mich so sehr, daß ich auf Dein Wohl auch wider Deinen Willen be-

dacht sein werde, und Du magst anfangen, was Du willst, ich werde mich nicht von Dir trennen. — „Höre, lieber Mann," sagte sie mit dem Tone der Rührung, „Deine Absicht ist edel, ich danke Dir dafür; Du besitzest schätzbare Eigenschaften; Du bist der ehrenhafteste Mann von der Welt; allein unsere Gemüther, unsere Neigungen stehen jetzt und für alle Zeit in einem solchen Widerspruche, daß unser gemeinschaftliches Leben für uns Beide unerträglich werden muß; . . . überdies, und dadurch wird vor Allem mein Entschluß bestimmt, . . . ich würde Dir zur Last fallen, da ich ruinirt bin; nun aber giebt es, bemerke das wohl, keine menschliche Gewalt, welche im Stande wäre, mich zu zwingen, unter solchen Verhältnissen mit Dir zu leben. Daher bitte ich Sie inständig, Herr von Luceval, lassen Sie uns in Frieden von einander scheiden, dann werde ich Sie in gutem Andenken behalten."

— Ach, daran erkenne ich sie! Niemand kann ein feineres Zartgefühl besitzen, als sie . . . So schmerzlich diese Weigerung für Sie, mein Herr, sein mußte, . . . sie entsprang jedenfalls aus einem edlen Herzen . . .

— Ich hatte dieselbe Ansicht, Madame. Noch mehr, . . . der Edelmuth, der sich in Florentinens Entschlusse beurkundete, die Festigkeit ihres Charakters unter so mißlichen Umständen, ihre muthige Ergebung in das unerwartete Unglück, . . . Alles steigerte noch die Liebe, die ich wider Willen fortwährend für sie fühlte. In der Hoffnung, das Nachdenken und die Scheu vor einem sorgenvollen Leben würden sie auf andere Gedanken bringen, . . . verwarf ich entschiedener als jemals jeden Gedanken an Trennung, und versprach sogar Florentinen, ich wolle mir Mühe geben, meine Neigungen den ihrigen anzupassen: „Dieser Zwang," sagte sie zu mir, „würde Sie mit einem Laster bekannt machen, das Ihnen jetzt noch fremd ist, mit der Heuchelei; Sie hängen zu sehr an Ihren Neigungen, ich an den meinigen; da ist Nichts zu thun; alle Vorsätze, alle Vernunftgründe von der Welt können ja nicht verhindern, daß ich blond bin, und Sie brunet. Eben so wird es allezeit mit der Ungleichheit unserer Gemüther sein; endlich aber und vor Allem, ich mag Ihnen nicht zur Last fallen. Darein würde ich höchstens dann willigen, wenn ich in Sie ver-

liebt wäre; nun aber müssen Sie wissen, daß dies nicht der Fall ist; zum letzten Male also bitte ich Sie inständigst, lassen Sie uns in Freundschaft von einander scheiden.“ Ich gab nicht nach.

— Und dennoch wurden Sie getrennt?

— Dennoch fand diese Trennung statt, Madame; . . . Florentine hat mich dazu gezwungen!

— Aber durch welches Mittel?

— O! durch ein ganz einfaches, das ihrem Phlegma völlig entsprechend war. . . Denken Sie Sich, Madame, drei Monate lang hat sie mit mir kein Wort gesprochen, drei Monate lang hat sie keine meiner Fragen beantwortet; kurz, nicht ein einziges Mal hat sie ihren Blick auf mich gerichtet.

— So weit ging ihre Hartnäckigkeit?

— Ja, Madame, und Sie können sich nicht vorstellen, was ich gelitten habe, wie diese starre Schweigsamkeit mich mit Zorn, mit Wuth, mit Verzweiflung erfüllte. Stellen Sie Sich einen Menschen vor, der hirnlos genug ist, hartnäckig darauf zu bestehen, einer Bildsäule ein Wort oder einen Blick abzugewinnen. Bitten, Thrä-

nen, Versprechungen, Drohungen, Alles versuchte ich vergebens, um aus ihrem Munde ein Wort zu vernehmen; Nichts und immer Nichts als regungsloses Schweigen und geringschätziges Lächeln. Ach! oft fühlte ich, Madame, daß mein Gehirn ganz wirr und mein Verstand erschüttert wurde, wenn ich ganze Stunden zu den Füßen dieses unbeugsamen Geschöpfes, oder unter den Ausbrüchen einer sinnlosen Wuth zugebracht hatte, während ihre Züge ihren unverdrossenen Gleichmuth behaupteten.

—Ach, ich begreife es, Herr von Luceval, eine solche Macht des Phlegma vermag Alles zu brechen.

—Was soll ich Ihnen weiter erzählen, Madame? Bald war meine Gesundheit ernstlich angegriffen; entkräftet durch ein schleichendes Fieber verlor mein Wille seine Festigkeit, und da ich nun von der Nutzlosigkeit meines Widerstrebens überzeugt war, so gab ich nach.

—Mein Gott! was haben Sie dulden müssen! ... aber länger zu kämpfen wäre ja fruchtlos gewesen.

—Darum ergab ich mich in das Unabänderliche, und da mir darum zu thun war, bei

dieser Scheidung so viel als möglich das Aufsehen zu vermeiden, so zog ich rechtskundige Männer zu Rathe. Sie sagten mir, daß eine von den Ursachen, welche eine Scheidung von Tisch und Bett herbeiführen könnten, die bestimmte Weigerung der Gattin wäre, in die Wohnung ihres Gatten zurückzukehren. Dieses Mittel, verbunden mit der unbedingten Unvereinbarkeit unserer Gemüther, die durch das hartnäckige Schweigen, das Florentine drei ganze Monate lang beobachtet hatte, und durch jene Auftritte in den Wirthshäusern, als ich den verunglückten Versuch mit dem Reisen machte, leider mehr als zu sehr erwiesen war, dieses Mittel erschien als genügend. Es wurde demnach verabredet, daß meine Frau an einem bestimmten Tage unser Haus verlassen, und eine Miethwohnung beziehen sollte. Ich ließ dann die gesetzlichen Aufforderungen an sie ergehen; ihr Rechtsbeistand gab ihre Weigerung an, darauf wurde in der vorgeschriebenen Weise verhandelt und auf die Scheidung erkannt. Meine Gesundheit war jetzt so erschüttert, daß die Aerzte für mich kein anderes Mittel wußten, als eine große Reise zu unternehmen. Vor meiner

Abreise übergab ich meinem Notar hunderttausend Franken, mit der Weisung, er möchte meine Frau dazu bestimmen, sie anzunehmen. Für den Fall, daß sie sich weigerte, sollte er ihr zu wissen thun, daß diese Summe jederzeit zu ihrer Verfügung stände; er hat sie aber noch diesen Augenblick in Händen. Ich reiste ab mit der Hoffnung, in fremden Ländern Vergessenheit zu finden . . . Diese Hoffnung täuschte mich, ich fühlte immer mehr, daß Florentine mir fehlte . . . Ich durchzog Aegypten, die Europäische und Asiatische Türkei; . . . durch die Illyrischen Provinzen kehrte ich zurück, und schiffte mich dann in Venedig nach Cadix ein; von da reiste ich nach Brasilien, wo wir uns getroffen haben, Madame. Dann machte ich einen Ausflug nach Westindien, von wo ich nach Havre segelte, und da bin ich vor einigen Tagen gelandet . . . Als ich hier ankam, war meine erste Sorge, über Florentinen Erkundigung einzuziehen. Durch mancherlei Nachforschungen brachte ich endlich in Erfahrung, daß sie in der Straße Vaugirard ihre Wohnung hat. Als wir uns gestern begegneten, Madame, hatte ich mich eben nach ihr erkundigt, indem ich einen Menschen, der

in demselben Hause wohnt, über sie ausforschte.

— Und was haben Sie erfahren?

— Ihre pecuniären Verhältnisse sind ohne Zweifel sehr beschränkt, denn sie wohnt im vierten Stockwerk und hat keine Bedienung; übrigens ist ihre Lebensweise ohne Tadel, und sie nimmt keine Besuche an . . . Allein sie hat eine wunderliche Grille, die mir doppelt unerklärlich ist, wenn ich mir ihren frühern Hang denke, sich zu pflegen und müßig zu gehen; . . . Florentine verläßt ihre Wohnung jeden Morgen vor vier Uhr, und kommt erst nach Mitternacht wieder nach Hause.

— Eben so wie Michel! — rief Valentine aus, die ihre Verwunderung und ihre wachsende Unruhe nicht mehr verbergen konnte. — Das ist doch sonderbar!

— Was meinen Sie, Madame?

— Ich habe gleichfalls gestern erfahren, . . . daß Herr Michel Renaud, Ihr Vetter, in Nummer 57 vier Treppen hoch wohnt, . . . daß er eben so, wie Florentine, niemals eher als nach Mitternach nach Hause kommt, und jeden Morgen vor vier Uhr ausgeht. Weitere

Nachrichten konnte ich von dem Hausmanne nicht erlangen.

—Was hat das zu bedeuten? — rief Herr von Luceval aus. — Michel und meine Frau bewohnen das nehmliche Stockwerk von zwei Häusern, die an einander gebaut sind! sie gehen aus und kommen nach Hause zu einer und derselben Stunde . . . Was ist das für ein Geheimniß?

—Florentine kennt also Michel? — sagte jetzt Valentine lebhaft.

—Herr Renaud ist mein Vetter, und jetzt fällt mir erst ein, kurze Zeit nach Ihrer Abreise von Paris, Madame, machte er mir einen Besuch, . . . und bat mich, ihn meiner Frau vorzustellen, bei der er dann mehrere Male gewesen ist . . . Aber Sie, Madame, kennen also Herrn Michel Renaud auch, da Sie jedenfalls nicht ohne Grund in voriger Nacht ihm nachfuhren?

—Sie sollen sogleich Alles erfahren, Herr von Luceval, — antwortete Valentine erröthend, — denn es ist mir eben so, wie Ihnen, daran gelegen, das Geheimniß, das dieser übereinstim-

menden Lebensweise Florentinens und Michels zum Grunde liegt, zu erforschen.

— Ach! Madame, — rief Luceval mit schmerzlicher Bitterkeit aus, — ich muß es Ihnen schon gestehen, . . . mehr als ein Mal habe ich auf meinen Reisen . . . die Qualen der Eifersucht empfunden, . . . wenn ich bedachte, daß Florentine . . . jetzt frei ist . . .

Er brach bebend ab, und fuhr dann mit dem Tone des bittersten Ingrimms fort:

— Frei! o nein! trotz unserer Scheidung giebt mir das Gesetz wenigstens das Recht, Rache zu nehmen, wenn die Frau, die noch meinen Namen führt, strafbar wäre, . . . und dieser Mensch! dieser Mensch, O! hätte ich Gewißheit, ich würde ihn fordern, . . . und er oder ich . . .

— Ich bitte Sie, beruhigen Sie Sich, Herr von Luceval, — unterbrach ihn Valentine.

— So sonderbar auch jene Uebereinstimmung der Lebensweise erscheinen muß, so ist doch noch kein Grund vorhanden, Florentinen anzuklagen . . . Heute Morgen hat sie, eben

so wie Michel, ihre Wohnung verlassen, aber obgleich es finstere Nacht und die Straße menschenleer war, . . . so haben sie doch kein Wort mit einander gesprochen, so sind sie doch immer von einander entfernt geblieben, . . . denn ich war schon lange Micheln gefolgt, als ich erst gewahr wurde, daß auf der andern Seite der Straße ein Frauenzimmer in gleicher Linie mit ihm ging.

— Ei, Madame, ist denn das nicht auffallend genug? Sie gehen aus, sie kommen nach Hause zu einer und derselben Stunde; ihre Wohnung ist nur durch eine Zwischenmauer getrennt, in der vielleicht eine geheime Verbindungsthür angebracht ist; . . . und dann, was treiben sie die ganze Zeit über, wo sie außerhalb ihrer Wohnung sind? wo gehen sie hin? Auf alle Fälle treffen sie zusammen, aber wo?

— O! dieses Geheimniß werden wir, müssen wir erforschen, . . . mir ist eben so viel daran gelegen, als Ihnen, Herr von Luceval, und damit Sie das begreifen, will ich Ihnen jetzt in wenigen Worten mittheilen, wie ich ge-

lebt, . . . wie kummervoll ich gelebt habe . . . seit jenem Tage, wo Sie mich in Ihrem Hause sahen, niedergeschmettert von den gerechten Vorwürfen des Herrn von Infreville.

Zwölftes Kapitel.

Frau von Infreville schwieg jetzt einige Augenblicke, da sie Mühe hatte, ihre Verlegenheit und ihr Schamgefühl zu überwinden; bald aber ermuthigte sie sich, und sagte zu Herrn von Luceval:

—Als vor nunmehr vier Jahren in Ihrem Beisein die Unwahrheit aufgedeckt worden war, welche Florentine aus Freundschaft unterstützt hatte, wodurch sie sich zu meiner Mitschuldigen machte, führte mich mein Mann, als wir Ihr Haus verließen, nach unserer Wohnung. Dort fand ich meine Mutter anwesend.

„In einer Stunde," sagte Herr von Infreville zu mir, „werden wir mit Deiner Mutter

abreisen. Ich werde Dich auf eines meiner Güter in Poitou bringen; dort bleibst Du von jetzt an mit Deiner Mutter allein; unter dieser Voraussetzung wird für ihren Unterhalt und für den Deinigen gesorgt werden. Weigerst Du Dich, so reiche ich morgen meine Klage ein, auf Scheidung wegen Ehebruch . . . Beweise liegen mir vor, nämlich diese zwar nicht zahlreichen, aber in deutlichen, bestimmten Ausdrücken geschriebenen Briefe, die ich aus Deinem Secretair genommen habe. Du wirst dann auf der Bank der Angeklagten mit Deinem Mitschuldigen erscheinen müssen, und vor Aller Augen den Becher der Schande bis auf die Hefen leeren. Dann gehst Du in das Gefängniß zu den Frauenspersonen, die einen liederlichen Lebenswandel führen, und wenn man Dich daraus entlassen hat, so kannst Du mit Deiner Mutter am Hungertuche zehren. Willst Du also diesem Elend, dieser Schmach entgehen, so entschließest Du Dich zur Reise nach Poitou. Weder aus Mitleiden, noch aus Großmuth mache ich Dir dieses Anerbieten, sondern lediglich darum, weil ich mich nicht durch einen Proceß, der ein so ärgerliches Aufsehen machen würde, dem allge-

meinen Spotte preisgeben mag. Weigerst Du Dich aber, so werde ich diesem Spotte Trotz bieten; die Schmach, welche Dich dann trifft, wird mein Trost sein."

—Ach! . . . — rief Herr von Luceval aus, — wohl begreife ich das grimmige Gefühl der Rache, das ein tief gekränktes Herz erfüllt, . . . aber diese Reden sind doch zu gräßlich!

—Ich mußte Alles anhören, Alles dulden, Alles genehmigen . . . ich war die Schuldige, und meine Mutter war kränklich und völlig mittellos; wir reisten nach Poitou, . . . wo Herr von Infreville uns zurück ließ. Das Landgut, das wir bewohnten, lag ganz allein mitten im Walde. Es war sehr weitläufig, und das Thor wurde stets sorgfältig verschlossen gehalten; wir durften niemals heraus. In diesem Gefängniß bin ich mit meiner Mutter achtzehn Monate geblieben, ohne daß es mir gestattet oder möglich war, einen Brief zu schreiben, und die geringste Verbindung mit der Außenwelt zu unterhalten . . . Als diese Zeit vorüber war, wurde ich frei; ich war Wittwe . . . Herr von Infreville hatte . . . in seinem gerechten Zorne . . . mir Nichts hinterlassen; ich gerieth mit meiner Mut-

ter in großes Elend, . . . meine Nadelarbeit genügte nicht, ihren Unterhalt zu bestreiten, und nach langem Krankenlager . . . starb sie . . .

Valentine trocknete eine Thräne, welche ihr Auge füllte; nach kurzem Schweigen überwand sie ihre schmerzlichen Gefühle, und fuhr fort:

— Als wir nach Paris zurückgekehrt waren, hatte ich mich sogleich nach Florentinen erkundigt. Ich konnte aber Nichts erfahren, als daß Sie, Herr von Luceval, auf Reisen wären; ich glaubte, Ihre Gattin hätte Sie begleitet . . . In meiner traurigen Lage hatte ich das Glück, eine Bekannte anzutreffen, die mit uns im Kloster gewesen war; sie machte mir den Vorschlag, als Erzieherin in das Haus ihrer Schwester zu treten, deren Gemahl zum Consul in Rio-Janeiro ernannt worden war. Das war für mich ein unverhoffter Glücksfall; ich schlug ein, und reiste mit dieser Familie ab. Bei der Rückkehr von einer Reise nach dem nördlichen Brasilien, wohin ich sie begleitet hatte, traf ich mit Ihnen zusammen, Herr von Luceval . . . Bald nach meiner Zurückkunft erhielt ich in Rio-Janeiro Briefe aus Europa, wodurch mir mitgetheilt wurde, daß eine ent-

fernte Verwandte meines Vaters, mit der ich gar nicht bekannt gewesen, gestorben war, und mir ein zwar nicht bedeutendes, aber zur Sicherung meiner Unabhängigkeit genügendes Vermögen hinterlassen hatte. Ich reiste nach Frankreich zurück, um diese Erbschaft anzutreten, und so bin ich vor zehn Tagen in Bordeaux ans Land gestiegen. Jetzt, Herr von Luceval, habe ich noch eine Frage an Sie zu richten, die sehr zarter Natur ist; so sehr sie mich in Verlegenheit setzen mag, so kann ich sie doch nicht umgehen; die Offenheit Ihrer eignen Bekenntnisse macht sie mir übrigens zur Pflicht.

Nach einem kurzen peinlichen Zögern fügte Valentine erröthend und mit niedergeschlagenen Augen hinzu:

—Der Mitschuldige meines Vergehens war Ihr Vetter, Herr Michel Renaud.

—Einige Aeußerungen über ihn, die ich vorhin von Ihnen vernahm, ließen mich das vermuthen.

—Ich habe Michel geliebt, mit Leidenschaft geliebt, und dieses Gefühl hat alle die schrecklichen Prüfungen überdauert, die ich zu bestehen hatte; die Aufregung, die Unruhe, welche eine

für mich so interessante Reise nothwendig verursachte, konnte mir gegen diese thörichte Liebe zuweilen eine Zerstreuung, und für meine Leiden einige Linderung gewähren, aber meine Neigung zu Michel ist jetzt noch eben so lebendig, als vor vier Jahren. Daraus mögen Sie abnehmen, ob ich im Stande war, Ihren Kummer und Ihre Sehnsucht mitzufühlen, ob ich wohl zu würdigen verstand, was Sie gestern über die unerklärliche Herrschaft äußerten, die gewisse Charaktere auf uns üben, welche mit dem unserigen in vollkommenem Widerspruche stehen.

— In der That, Madame, die allerdings seltenen Beziehungen, in denen ich mit meinem Vetter gestanden, und die Nachrichten, welche ich außerdem über ihn vernommen, haben mir den Beweis geliefert, wie groß seine Apathie, sein Phlegma war, daher habe ich ihn immer in der ersten Zeit nach meiner Verheirathung Florentinen als Beispiel aufgestellt, damit sie sich ihrer Trägheit schämen sollte.

— Ich kenne sie Beide, Herr von Luceval; es ist unmöglich, zwei Gemüthsarten zu finden, die einander ähnlicher wären.

— Darum eben mögen sie sich einander ge-

nähert haben . . . Ihre Verbindung schreibt sich ohne Zweifel von Michels ersten Besuchen her; dennoch konnte damals das Benehmen meiner Frau mir in keiner Weise nur den geringsten Verdacht einflößen . . . Aber ich bin ganz gewiß hinterlistig getäuscht worden . . . O! sie lieben einander, Madame! . . . sie lieben einander, sage ich Ihnen . . . Das Ahnungsvermögen der Eifersucht ist untrüglich . . .

— Wohl sollte ich Ihre Befürchtungen theilen, Herr von Luceval, und dennoch hege ich Zweifel . . . Ja, ich hege noch Zweifel; müßte ich glauben, daß Michel mich vergessen hätte, so würde ich den Gedanken aufgeben, ihn wiederzusehen.

— Sie zweifeln, Madame? . . . Aber die Nachbarschaft jener nur durch eine Mauer getrennten Wohnungen? . . . aber das Ausgehen, das Zurückkommen zu derselben Stunde? . . .

— Erlauben Sie, Herr von Luceval . . . sind Florentine und Michel nicht frei . . . vollkommen frei? . . . Ist sie nicht gesetzlich von Ihnen geschieden? Welches Recht könnten Sie jetzt noch auf sie in Anspruch nehmen?

— Das Recht der Rache, Madame!

— Und was sollte Ihnen diese Rache nützen? Wenn sie einander lieben, . . . so werden die härtesten Prüfungen ihre Liebe nur befördern, ohne Sie zu der geringsten Hoffnung zu berechtigen. Nein, nein . . . Sie sind zu edelmüthig, um das Böse zu wollen . . . nur um des Bösen willen.

— Ach! . . . ich habe so viel gelitten, Madame.

— Auch ich, Herr von Luceval, . . . auch ich habe gelitten . . . Vielleicht harren meiner noch größere Schmerzen, . . . und dennoch wollte ich lieber sterben, als daß ich versuchen sollte, die Liebe Michels und Florentinens zu stören, wenn ich von ihrem Glücke überzeugt wäre.

— Aber warum sind Sie ihm vorige Nacht nachgegangen, anstatt ihn frei und offen anzureden?

— Weil mir darum zu thun war, ehe ich mich ihm zeigte, das Geheimniß seiner Lebensweise zu erforschen . . . Hätte ich in Erfahrung gebracht, daß er und Florentine einander liebten, so hätte weder er noch sie jemals wieder Etwas von mir gehört und gesehen . . . Erhielte ich hingegen die Ueberzeugung, daß Michel meinem

Andenken treu geblieben, oder wenigstens sich von jeder andern Verbindung frei erhalten hat, . . . so würde ich ihm meine Hand angeboten, und dadurch vielleicht die Ruhe seines Lebens gesichert haben . . .

— So viel Ergebung besitze ich nicht, Madame.

— Was hatten Sie denn aber für einen Zweck, Florentinen nachzugehen?

— Ich wollte sie als Schuldige überraschen, denn ihre Lebensweise ist mir verdächtig, und dann, ausgerüstet mit diesem Geheimniß . . .

— Ach! Herr von Luceval . . . immer wieder Einschüchterung? immer wieder Gewaltschritte? . . . ach! bedenken Sie doch, was Ihnen das genützt hat . . .

— Aber meine Bitten! . . . aber meine Thränen! aber meine Verzweiflung, die sie verlachte, wozu haben mir diese geholfen, Madame?

— Freilich zu Nichts; . . . also glauben Sie mir, was schon früher erfolglos war, würde auch jetzt nicht zum Ziele führen . . . Florentine hat Ihnen Beweise von der Festigkeit ihres Charakters gegeben; . . . meinen Sie, daß sie

sich geändert hat? . . . Sie irren sich; wenn sie liebt, . . . dann wird ihr Wille gerade durch ihre Liebe gestählt werden, . . . und wenn Sie Sich rächen, so werden Sie nur den traurigen Triumph feiern, Böses vollführt zu haben . . .

— So befriedige ich wenigstens meine Rache! ich ermorde den Menschen, oder er nimmt mir das Leben.

— Herr von Luceval, . . . müßte ich glauben, daß Sie fähig wären, bei solchen Vorsätzen zu beharren, . . . dann hätte ich nur einen Gedanken, nehmlich Florentinen und Michel vor der Gefahr, die ihnen drohte, zu warnen . . .

— Sie besitzen viel Großmuth, Madame, — sagte Herr von Luceval bitter.

— Auch Sie, auch Sie sind großmüthig, da Sie sich nicht von blinder Rachgier beherrschen lassen; ja, Sie sind großmüthig, und als Beweis brauche ich nur anzuführen, wie rührend besorgt Sie Sich zeigten, als Sie vor Ihrer Abreise, ungeachtet Ihrer Verzweiflung, Vorkehrungen trafen, daß Florentine dem Mangel nicht verfallen sollte . . .

— Eine Schwäche des Herzens und des

Verstandes war das, Madame . . . aber die Zeiten haben sich geändert . . .

— Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Herr von Luceval, daß, wenn Sie Sich mit der Hoffnung schmeicheln, in mir die Helferin bei einer fruchtlosen und boshaften Rache zu finden, . . . wir unser Gespräch auf der Stelle abbrechen können . . . Wenn es Ihnen im Gegentheil nur darum zu thun ist, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, um zu wissen, ob wir hoffen können, oder ob uns jede Hoffnung abgeschnitten ist, . . . dann rechnen Sie auf mich, . . . denn wenn wir uns gegenseitig unterstützen, so werden wir ohne Zweifel die Wahrheit entdecken.

— Und wenn die Wahrheit uns kein anderes Resultat bietet, als daß sie sich lieben? . . .

— Ehe wir eine weitere Verabredung treffen, Herr von Luceval, so geben Sie mir als Mann von Ehre Ihr Wort, daß Sie, wie schmerzlich auch die Entdeckung, die wir machen werden, sein möge, unbedingt darauf verzichten, Rache zu nehmen, . . . und sogar . . . Florentine zu sehen . . .

— Nimmermehr, . . . Madame, . . . nim-

mermehr . . . Lieben Sie nach Ihrer Weise, . . . ich liebe nach der meinigen . . .

— Gut, Herr von Luceval, — sagte Valentine, und stand auf, — so werden wir denn getrennt unsern Plan verfolgen, und Sie mögen ganz nach Ihrem Belieben handeln . . .

— Aber, Madame, . . . ich kann doch nicht . . .

— Sie haben durchaus Ihren freien Willen.

— Ich bitte . . .

— Das hilft Ihnen Nichts.

Herr von Luceval schwieg einen Augenblick im heftigen Kampfe mit seiner Eifersucht, seinem natürlichen Edelmuth und der Besorgniß, Frau von Infreville mögte ihre Drohungen ausführen, Florentinen von der Gefahr, in der sie schwebte, zu unterrichten. Endlich trug diese letztere Rücksicht, wie nicht geleugnet werden kann, und seine angeborene Hochherzigkeit den Sieg davon; er antwortete Valentinen:

— Nun gut, Madame, Sie haben mein Wort . . .

— Schön, schön, Herr von Luceval, . . . und, sehen Sie wohl, es ahnet mir, daß dieser

Entschluß uns Glück bringen wird; . . . denn wir wollen nur erst genau über Das nachdenken, was wir in Erfahrung gebracht haben . . .

— Ja, das wollen wir, Madame. Ei, mein Gott! ich verlange ja Nichts weiter, als daß ich hoffen kann . . .

— Eben über unsere Hoffnungen will ich jetzt mit Ihnen sprechen . . .

— Aber worauf gründen sich diese?

— Bedenken Sie vor Allem, wenn Michel und Florentine sich liebten, oder, um es ganz deutlich auszusprechen, wenn sie Liebesleute wären, wer könnte sie wohl verhindern, als Mann und Frau zu leben, . . . sei es nun in der Verborgenheit einer kleinen Stadt, oder selbst in Paris, welches der Ort ist, wo man ganz ungehindert nach seinem Belieben und völlig unbeachtet leben kann.

— Aber, überlegen Sie doch, jene so dicht neben einander gelegenen Wohnungen! . . . Ist es nicht wahrscheinlich, daß eine geheime Verbindung derselben stattfindet?

— Wozu sollten aber jene sorgfältigen Vorkehrungen, wozu jenes Geheimniß, wozu der Zwang dienen, den sie sich auferlegen, und wel-

cher Michels und Florentinens Gemüthsart so wenig entspricht?

—Wozu? Nun, um ohne Aufsehen beisammen sein zu können.

—Aber ich wiederhole Ihnen, wenn sie ihren Namen geändert, wenn sie sich für Mann und Frau, ich meine für Herr und Madame Renaud ausgegeben hätten, wer hätte daran wohl Anstoß nehmen können? wer hätte wohl die Wahrheit errathen? wem hätte auch daran liegen können, weiter zu forschen?

—Wem? über kurz oder lang Ihnen, Madame, oder mir . . .

—Das beweist eben gegen Ihre Voraussetzung, Herr von Luceval: Hätten sie Etwas zu befürchten gehabt, so würden sie ihre Namen geändert haben; das war ja viel einfacher und sicherer, da sie hingegen, indem sie ihre Namen beibehielten, weit leichter zu entdecken waren, wie sich durch unsere Nachforschungen ergeben hat. Endlich aber, Herr von Luceval, wenn sie sich durchaus mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllen wollten, konnten sie da nicht eben so gut verbergen, was sie von ihrer Lebensweise sehen lassen, als was sie davon ver-

heimlichen? Sie bringen ja den größten Theil ihrer Zeit außerhalb ihrer Wohnung zu.

— Das eben macht mich irre; wo gehen sie hin? Florentine, der es sonst sauer wurde, zu Mittag das Bett zu verlassen, . . . steht seit drei Jahren . . . des Morgens vor vier Uhr auf, und sogar bei so abscheulichem Wetter, wie vorige Nacht.

— Und Michel! . . . ist das nicht eben so auffallend?

— Welche Umwandlung! wie soll man sie erklären?

— Das weiß ich nicht, . . . aber gerade diese Umwandlung flößt mir Hoffnung ein; ja, Alles führt mich zu dem Glauben, daß Michel endlich jene Verdrossenheit, . . . jene Trägheit überwunden hat, die für ihn so verderblich geworden ist, und mir so vielen Kummer bereitet hat . . .

— Ach! wenn Sie doch die Wahrheit sprächen, Madame, wenn doch Florentine jener Gemächlichkeit entsagt hätte, mit der sie eine Spazierfahrt als eine Anstrengung, und die kleinste Reise wie eine Strafe betrachtete; wenn doch die eingeschränkte Lebensweise, zu der sie

seit vier Jahren genöthigt war, sie umgewandelt hätte, . . . wie gern wollte ich das Geschehene vergessen! wie freudenreich könnte mein Dasein noch werden! . . . Ach! Madame, jetzt habe ich nur eine Furcht, . . . daß meine Hoffnungen unverständig und auf Sand gebaut sind.

— Warum auf Sand gebaut?

— Sie freilich können hoffen, Madame, . . . Sie wurden wenigstens geliebt, . . . während für mich Florentine niemals Liebe fühlt.

— Aber warum? weil ihre Gemüthsart von der Ihrigen so ganz verschieden war. Wenn nun, wie uns alle Umstände vermuthen lassen, ihr Charakter durch die Bedrängnisse der Lebensweise, die sie seit vier Jahren geführt hat, sich völlig geändert hat, so wird ihr vielleicht jetzt gerade Das an Ihnen gefallen, was ihr früherhin mißfiel. Hat sie Ihnen nicht selbst bei dem heftigsten Zwiespalt die Versicherung gegeben, sie halte Sie für einen eben so hochherzigen als ehrenwerthen Mann?

— Aber unsere gerichtliche Scheidung? . . .

— Ei, Herr von Luceval, das ist eben ein Grund mehr, Hoffnung zu fassen.

— Wie meinen Sie das?

— Dem Zwange unterworfen . . . war Florentine störrig; . . . da sie jetzt ungehindert ihrem Willen folgen kann, wird ihr Benehmen gegen Sie vielleicht ganz anders sein.

— Noch einmal, Madame, ich kann mich der Furcht nicht erwehren, daß ich mich durch thörichte Hoffnungen hinreißen lasse . . . Diese Täuschung wäre zu schmerzlich.

— Hoffen Sie, hoffen Sie immer, Herr von Luceval; . . . wenn die Täuschung kommen soll, so kommt sie doch immer zu früh; . . . aber um unsere Hoffnungen in Gewißheit zu verwandeln, ist es unumgänglich nothwendig, das Geheimniß zu enthüllen, mit dem sich Florentine und Michel umgeben; . . . mit diesem Geheimnisse hängen auf alle Fälle die Beziehungen zusammen, in denen sie mit einander stehen. Ist uns die Beschaffenheit dieser Verhältnisse einmal bekannt, so haben wir erst einen festen Anhalt.

— Ich bin vollkommen Ihrer Ansicht, Madame; aber wie gelangen wir zu dieser Kenntniß? . . .

— Nun, wir müssen, bis sich ein besseres Mittel findet, wieder zu dem unsere Zuflucht

nehmen, dessen wir uns schon bedient haben; . . . es ist das einfachste und zugleich das beste, . . . nehmlich ihnen nachzugehen, . . . jedoch mit verdoppelter Vorsicht. Die Stunde, zu welcher sie ausgehen, erleichtert die Ausführung unsers Planes; genügt aber dieses Mittel nicht, . . . nun, so müssen wir auf ein anderes denken.

— Um nicht ihren Verdacht zu wecken, wäre es vielleicht besser, wenn ich ihnen allein nachginge.

— Das ist wahr, Herr von Luceval, . . . und wenn es Ihnen nicht gelingen sollte, so würde ich dann einen Versuch machen.

Ein leises Klopfen unterbrach jetzt das Gespräch.

— Herein! — rufte Frau von Infreville.

Ein Diener aus dem Hause trat ein mit einem Briefe in der Hand.

— Ein Eckensteher, Madame, hat soeben diesen Brief an Sie gebracht.

— Wo kommt er her?

— Das hat er nicht gesagt; er ging gleich wieder fort.

— Es ist gut, — sagte Valentine, und nahm den Brief.

Dann wendete sie sich mit den Worten an Herrn von Luceval:

— Sie erlauben doch?

Er verneigte sich; Valentine öffnete den Brief, sah nach der Unterschrift, und rief aus:

— Florentine, . . . ein Brief von Florentinen . . .

— Von meiner Frau! — rief Herr von Luceval.

Voll Verwunderung blickten Beide einander an.

— Woher weiß sie denn Ihre Adresse, Madame? . . .

— Das ist mir unbekannt; . . . ich kann mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen.

— Lesen Sie doch, Madame, ich bitte, lesen Sie . . .

Frau von Infreville las jetzt, was folgt:

„Meine gute Valentine, ich habe erfahren, daß Du in Paris bist; . . . ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich es mich machen würde, Dich umarmen zu können; aber leider muß ich dieses

Glück auf drei Monate ungefähr verschieben, das heißt bis Anfang Juni dieses Jahres.

„Wenn Dir zu dieser Zeit daran gelegen ist, Deine beste Freundin wiederzusehen (ich bin eitel genug, an Deinem guten Willen nicht zu zweifeln), so begieb Dich zu Herrn Notar Duval in Paris, Straße Montmartre Nr. 17, sage ihm, wer Du bist, und er wird Dir einen Brief einhändigen, in welchem Du meine Adresse findest; diesen Brief wird er selbst erst Ende Mai erhalten, denn bis jetzt kennt mich Herr Duval nicht einmal dem Namen nach.

„Ich bin Deiner Freundschaft so gewiß, meine gute Valentine, daß ich fest auf Deinen Besuch rechne; der Weg wird Dir vielleicht ein wenig weit vorkommen, . . . aber Du sollst schon bei mir ausruhen von Deiner Müdigkeit, und Gott weiß, wieviel wir mit einander zu plaudern haben.

„Ich umarme Dich in Gedanken. Deine treueste Freundin,

Florentine von L.“

Man kann sich denken, wie überraschend für Valentinen und Herrn von Luceval der Inhalt dieses Briefes war; eine Zeitlang sprachen

sie kein Wort. Herr von Luceval brach zuerst das Schweigen, und rief aus:

—Gewiß haben sie es vorige Nacht bemerkt, daß wir ihnen nachgingen.

—Wie mag aber Florentine meine Adresse erfahren haben? — sagte Valentine nachdenkend, — ich habe mit Niemandem in Paris gesprochen, außer mit Ihnen, Herr von Luceval, und mit einem unserer ehemaligen Diener, durch dessen Beistand es mir gelungen ist, Michels Adresse zu erlangen, da die Schwester dieses Mannes die Amme Michels gewesen ist.

—Warum schreibt aber Florentine an Sie, und nicht an mich, wenn sie vermuthet, daß ich ihr nachgegangen bin?

—Vielleicht irren wir uns, vielleicht hat sie an mich geschrieben, ohne zu wissen, daß Sie in Paris sind.

—Aber warum sollte sie dann die Zusammenkunft mit Ihnen verschieben? . . . und was sollte jene indirecte Mahnung bedeuten, Sie mögten vor Ende Mai nicht nach ihrer Adresse forschen, indem sie Ihnen meldet, daß die Person, durch die Sie diese Adresse erhalten sollen, sie selbst nicht eher wissen wird?

— Ja, es ist ganz deutlich, — erwiderte Valentine traurig, — Florentine wünscht mich nicht eher, als nach drei Monaten zu sehen, . . . und sie wird auch ihre Vorkehrungen demgemäß getroffen haben . . . Nun ist noch die Frage, ob Michel bei der Absendung dieses Briefes betheiligt ist . . .

— Madame, . . . wir dürfen keine Minute säumen, — sagte Herr von Luceval nach kurzem Nachdenken, — wir wollen einen Wagen nehmen, und nach der Straße Vaugirard fahren; . . . hat meine Frau Verdacht geschöpft, . . . so ist sie gewiß im Laufe des Tages nach Hause gekommen, oder sie hat irgend einen Auftrag zurückgelassen, wodurch wir auf eine Spur geleitet werden können.

— Sie haben Recht, Herr von Luceval, wir wollen hin, . . . wir wollen sogleich hinfahren . . . Eine Stunde darauf trafen sich Valentine und Herr von Luceval in dem Fiaker wieder, der sie zuvor bis in die Nähe der beiden neben einander stehenden Häuser gefahren hatte, in die sie sich begaben, um Erkundigung einzuziehen.

— Nun, Herr von Luceval! — sagte Frau

von Infreville, welche bleich und in heftiger Aufregung zuerst wieder in den Wagen gestiegen war, — was haben Sie erfahren?

— Es läßt sich nicht mehr daran zweifeln, Madame, meine Frau hat Verdacht geschöpft. Ich habe bei dem Hausmann nach Frau von Luceval gefragt, da ich nothwendig mit ihr zu sprechen hätte. „Seit einigen Stunden," antwortete mir der Mann, „wohnt diese Dame nicht mehr hier . . . Um eilf Uhr kam sie im Fiaker gefahren, nahm mehrere Packete mit fort, und sagte mir, daß sie nicht wiederkommen würde . . . Das war gar nicht weiter auffallend," setzte der Hausmann hinzu, „denn Madame Luceval hatte auf sechs Monate vorausbezahlt, als sie einzog, und vor Kurzem hatte sie zum ersten Juni die Wohnung gekündigt; was ihr weniges Hausgeräthe betrifft, so will sie späterhin sagen lassen, was damit werden soll." Das ist es, was ich von dem Manne erfahren konnte, Madame, weiter war Nichts aus ihm zu bringen; aber Sie, Madame, was haben Sie für Nachrichten eingezogen?

— Keine andern, als Sie selbst, Herr von Luceval, — antwortete Valentine, die immer

trauriger wurde. — Michel ist um eilf Uhr nach Hause gekommen, hat ebenfalls gesagt, daß er das Haus verließe. Uebrigens hatte er gleichfalls zum ersten Juni aufgesagt.

— So werden sie also den ersten Juni wieder zusammenkommen . . .

— Warum sollte mich aber Florentine um diese Zeit zu sich beschieden haben?

— O! es gehe, wie es wolle, und sie mögen angeben, was sie wollen, — rief Herr von Luceval aus, — ich muß hinter dieses Geheimkommen.

Frau von Infreville antwortete nicht, sie schüttelte schwermüthig das Haupt, und versank in tiefes Nachdenken.

Dreizehntes Kapitel.

Drei Monate ungefähr waren verstrichen, seitdem Herr von Luceval und Frau von Infreville in Paris zusammentrafen.

Die Begebenheiten, welche wir jetzt zu berichten haben, trugen sich in einem Landhause zu, welches ungefähr zwei Stunden weit von der Stadt Hyeres in der Provence gelegen war.

Dieses Landhaus war ganz klein, und von sehr bescheidenem, aber ungemein freundlichem Aeußern; es erhob sich am Fuße eines Hügels, fünf hundert Schritte weit vom Meere.

Der Garten, welcher höchstens einen halben Acker hielt, war mit Aegyptischen Feigen=

bäumen und hundertjährigen Platanen bepflanzt, und von einem lustig rauschenden Bache durchschnitten, der, von den Bergquellen genährt, sich nach dem Meere schlängelte, nachdem er dieses Gärtchen erfrischt und erquickt hatte.

Das weiß angestrichene Häuschen mit grünen Fensterladen verschwand beinahe zwischen ungeheuer hohen Pomeranzenbäumen, die in freier Erde standen und ein verschobenes Viereck bildeten; sie schützten das Gebäude gegen die brennenden Strahlen der Mittagssonne.

Eine einfache Hecke von blühendem Weißdorn umschloß den Garten, in den man durch eine niedrige Thür mit steinernen Gewänden eintrat.

Gegen drei Uhr Nachmittags hielt bei einer Sonnenhitze, die der Italienischen Nichts nachgab, unfern von jenem Häuschen, am Abhange des Hügels ein leichter, in Hyeres gemietheter Reisewagen.

Bleich und mit kummervoller Miene stieg Herr von Luceval zuerst aus dieser Kutsche, und half dann Frau von Infreville heraus. Diese blickte rings umher, und bemerkte bald von der

Höhe, wo das Fuhrwerk angehalten hatte, das Häuschen hinter den Pomeranzenbäumen.

Valentine deutete darauf hin, und fragte Herrn von Luceval mit etwas unsicherer Stimme:

— Da ist es? . . .

— Allerdings, — erwiederte er, indem er einen Seufzer unterdrückte. — Nach den eingezogenen Erkundigungen muß es hier sein . . . Jetzt ist der wichtige Augenblick gekommen . . . Gehen Sie, Madame, ich werde Sie hier erwarten; ich bin zweifelhaft, ob nicht mehr Muth dazu gehört, in banger Ungewißheit zurückzubleiben, als Sie zu begleiten.

— Ich bitte Sie inständig, . . . gedenken Sie Ihres Versprechens . . . Lassen Sie mich . . . diese gewiß sehr peinliche Pflicht allein erfüllen; Sie mögten sich nicht beherrschen können, und . . . obgleich Sie mir Ihre Ehre verpfändet haben, . . . ach, Herr von Luceval, ich kann nicht vollenden, . . . ich zittere bei diesem Gedanken . . .

— Fürchten Sie Nichts, Madame, — entgegnete Herr von Luceval mit dumpfer Stimme, — ich halte mein Wort, . . . sofern nur . . .

— Ach! mein Herr, Sie haben mir zugeschworen . . .

— Sein Sie ruhig, Madame, . . . ich werde nicht vergessen, was ich mit einem Eide zugesagt . . .

— Nun gut, Ihr Wort beruhigt mich.

— Muth und Hoffnung.

— Herr von Luceval, . . . dieser Tag, den wir seit drei Monaten mit Zagen erwartet haben, ist endlich erschienen. Ein gleiches Geheimniß verhüllt uns Michels und Florentinens Handlungsweise. In einer Stunde wissen wir Alles, . . . dann ist Alles entschieden.

— Ja wohl . . . — erwiderte Herr von Luceval beklommen, — ja, . . . dann ist Alles entschieden.

— Auf baldiges Wiedersehen, . . . vielleicht kehre ich nicht allein zurück . . .

Herr von Luceval schüttelte traurig das Haupt, und Valentine ging einen schmalen Fußsteig nach dem Garten des Häuschens hinab.

Als Herr von Luceval allein war, blickte er mit finsterer und nachdenkender Miene umher, und gleichsam wider Willen hafteten seine Augen immer wieder auf dem Häuschen im Thale.

Plötzlich blieb er stehen, zitterte und wurde leichenblaß . . . Sein Blick funkelte . . . Nicht weit von der Hecke, womit der Garten umschlossen war, sah er einen Mann gehen, der eine Jacke von weißem Zwillich und einen Strohhut trug.

Bald aber verschwand dieser Mann hinter einigen Felsblöcken, die, hin und wieder mit ungeheuern Korkbäumen abwechselnd, sich am Ufer des Meeres erhoben.

Die erste Bewegung, die Herr von Luceval bei diesem Anblick machte, war, nach dem Wagen zu eilen, und unter einem Sitze ein Kästchen mit Pistolen hervorzulangen, das er den Blicken der Frau von Infreville entzogen hatte, und dem Manne mit dem Strohhute nachzustürzen . . .

Als er aber zehn Schritte weit gelaufen war, blieb er stehen, sammelte seine Gedanken, und kehrte langsam zum Wagen zurück; er steckte die Waffen wieder hinein, und sagte leise vor sich hin:

— Es wird schon noch Zeit sein . . . Was aber meinen Eid betrifft, . . . den werde ich halten, . . . so lange mich die Verzweiflung

und die Wuth der Rache nicht über die Grenzen der Vernunft und der Ehre hinausschleudern.

Dann ging Herr von Luceval, die Augen fest auf das Häuschen gerichtet, den Fußsteig hinab; er schien gegen eine gewaltige Versuchung anzukämpfen, und betrachtete mit prüfendem Blicke die Hecke des Gartens.

Inzwischen war Valentine an die äußere Thür des eingehägten Raumes gekommen, und hatte angeklopft.

Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Thür.

Eine Frau von ungefähr funfzig Jahren, nach dortiger Landesart sehr sauber gekleidet, erschien auf der Schwelle.

Bei ihrem Anblick rief Valentine, ohne ihre Ueberraschung zu verbergen:

— Sie sind es, Frau Reine? . . .

— Ja wohl, gnädige Frau, . . . — erwiderte die Frau mit dem Accent des Südens, und ohne über Valentinens Besuch im Geringsten verwundert zu sein, — allezeit zu Ihren Diensten; bemühen Sie Sich herein. —

Valentine schien eine Frage zurückzuhalten,

die ihr auf den Lippen schwebte, sie erröthete ein wenig, trat in den Garten, und die Thür schloß sich wieder hinter den beiden Frauen. (Frau Reine war Michel Renaud's Amme, und, selbst in seiner glänzendsten Periode, seine einzige Bedienung gewesen.)

Frau von Infreville gelangte bald unter das dichte Laubdach, welches die im schrägen Viereck gepflanzten Pomeranzenbäume bildeten, in deren Mitte das weiße Häuschen stand.

— Ist Frau von Luceval hier? — fragte Valentine mit etwas unsicherer Stimme.

Die alte Amme blieb plötzlich stehen, und legte den Finger auf den Mund, als wollte sie Frau von Infreville zum Schweigen ermahnen; dann gab sie ihr einen Wink, nach der linken Seite zu blicken, ohne sich weiter zu regen.

Auch Valentine blieb regungslos.

Es bot sich ihr folgender Anblick dar:

Zwei Caraibische Hängematten, aus vielfarbigen Binsen geflochten, waren in geringer Entfernung von einander an den knotigen Stämmen der Pomeranzenbäume befestigt.

Eine dieser Hängematten war leer . . .

In der andern ruhte Florentine.

Ein leichtes Zeltdach von weißer Leinwand mit blauen Streifen, das über die Hängematte gespannt war, blähte sich gleich einem Segel bei dem Wehen des frischen Seewindes, der sich erhoben hatte, und schaukelte leise das luftige Bett . . .

Florentine, . . . den Hals und die Arme entblößt, . . . war in einen weißen Pudermantel gehüllt, und schlummerte, hingegossen in reizender Behaglichkeit, Gemächlichkeit und Anmuth . . . Auf ihren rechten Arm stützte sich ihr liebliches, schmachtendes Haupt; zuweilen erhob der kühlende Hauch des Küstenwindes, der die Stirn der jungen Dame liebkoste, einige Locken ihres blonden Haares; . . . ihr linker Arm hing nachlässig über die Hängematte heraus, und in der Hand hielt sie noch den breiten grünen Fächer, mit dem sie wenige Augenblicke zuvor, ehe der Schlummer sie überraschte, sich Kühlung zugeweht hatte . . . Eines ihrer zierlichen Beine, so weit aufgedeckt, daß der Anfang einer schwellenden Wade sichtbar wurde, war von den feinen Maschen eines Strumpfes von Schottischem Zwirn umschlossen, und hing ebenfalls gemächlich über die Hängematte herab; das Füßchen

war dem der Aschenbrödel zu vergleichen, und mit einem Pantoffel von rothem Saffian bekleidet.

Valentine hatte Florentinen noch niemals so hübsch, so rosig und so frisch gesehen; ihren purpurfarbigen, halb geöffneten Lippen entquoll ein Athem, so rein und mild, wie der eines Kindes, und ihre lieblichen, heitern Züge drückten eine unbeschreibliche Seelenruhe aus.

Einige Schritte weiter hin sah man in den durchsichtigen Wellen des Baches, den die Pomeranzenbäume gleichfalls beschatteten, einen großen, halb untergetauchten Binsenkorb, der grüne Wassermelonen mit rothem Fleische, purpurfarbige Feigen und zeitige Weintrauben enthielt, und in diesem fast eiskalten Wasser abgekühlt wurde, in welches auch Flaschen von Krystallglas, mit bernsteinfarbiger Citronenlimonade und rubinrothem Granatsaft angefüllt, zur Abkühlung beinahe völlig eingesenkt waren . . . Endlich sah man auf dem Rasen, welcher den Bach einfaßte, aber ebenfalls gehörig im Schatten, zwei breite Lehnstühle, Matten von Stroh geflochten, Ruhekissen und andere Utensilien der

Trägheit und des far niente; ferner nahe bei den Stühlen einen Tisch, auf welchem bunt durcheinander geworfen einige Bücher, eine Türkenpfeife und Trinkschalen von Krystall beisammen lagen; auf einer Schüssel waren kleine Maiskuchen zu sehen, wie sie in der dortigen Gegend gewöhnlich sind. Um endlich dieses Gemälde zu vollenden, so erblickte man auf der einen Seite durch zwei offene Stellen des schrägen Vierecks hindurch die blauen, ruhigen Wellen des Meeres, und auf der andern die stufenweise aufsteigenden Spitzen der hohen Hügel, deren Umrisse aus dem Azurblau des Himmels majestätisch hervortraten.

Ueberrascht von dem Schauspiele, welches sich ihren Augen darbot, blieb Valentine unwillkürlich ohne Bewegung und wie bezaubert stehen ... Plötzlich öffnete sich Florentinens niedliche Hand, ... der Fächer fiel herab, und als er den Fingern der Schläferin entschlüpfte, erwachte sie.

Bei dem Anblick der Frau von Infreville ein Freudengeschrei ausstoßen, aus ihrer Hängematte herabspringen und sich an den Hals ihrer

Freundin stürzen, . . . das waren Florentinens erste Bewegungen.

—Ach! — rief sie aus, indem sie Valentine zärtlich küßte, während Thränen der Rührung ihren Augen entquollen, — ich wußte es ja, daß Du kommen würdest . . . Seit zwei Tagen habe ich Dich erwartet, und, Du siehst es, — fügte sie lächelnd hinzu, indem sie einen Blick auf die Hängematte warf, die sie eben verlassen hatte, — das Glück kommt im Schlafe, so lautet das Sprichwort der Faullenzer; aber es ist deshalb nicht weniger richtig, nicht weniger wahr, denn da bist Du ja endlich. Aber laß Dich nur genau betrachten, — fuhr Florentine fort, indem sie die Hände ihrer Freundin in die ihrigen schloß und zwei Schritte zurücktrat. — Immer noch schön . . . und reizender als je. Noch einmal umarme mich, meine liebe Valentine! Wenn ich bedenke, . . . es sind nun schon vier Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben, und unter welchen Verhältnissen sahen wir uns zum letzten Male! Aber Alles muß seine Zeit haben, und zuvörderst, — fügte Florentine hinzu, indem sie ihre Freundin bei der Hand ergriff, und nach dem

Bache zu führte, — da es so fürchterlich heiß ist, so lange von den Früchten meines Gartens zu, die ich für Dich habe abkühlen lassen.

— Ich danke Dir, Florentine, jetzt werde ich Nichts genießen; aber laß Dich nun auch betrachten, und Du weißt es, ich schmeichle nicht, laß Dir sagen, wie schön Du geworden bist. Welche muntere Farbe! welche Frische! vor Allem aber, welches Glück malt sich auf Deinen Zügen!

— Wirklich? findest Du, daß mein Aussehen Glück verkündet? Um so besser, ich würde ja undankbar sein gegen das Schicksal, wenn meine Züge etwas Anderes verriethen . . . Aber ich errathe Deine Ungeduld, . . . Du willst plaudern; . . . ich nicht weniger, auch ich sehne mich darnach. Wohlan, so laß uns plaudern; . . . erst aber setze Dich . . . in diesen Lehnstuhl; . . . nimm dieses Kissen unter Deine Füße, und auf dem andern laß Dein Haupt gemächlich ruhen . . . Ach! man kann es sich doch nicht bequem genug machen . . .

— Ich sehe, daß Du darauf eingerichtet bist, — sagte Valentine, welche sich über das unbefangene Wesen ihrer Freundin immer mehr

verwunderte, da doch ihr Gespräch aus mehrern Gründen eine sehr ernste Wendung nehmen mußte. — Ja, — fuhr sie mit gezwungenem Lächeln fort, — Du scheinst mir in Deinen Forschungen nach Behaglichkeit große Fortschritte gemacht zu haben.

— Ganz erstaunliche habe ich gemacht, . . . meine theure Valentine . . . Sieh nur einmal dieses allerliebste Kinnband an, welches an der Lehne dieses Armstuhls befestigt ist.

— Aber . . . ich kann nicht errathen . . .

— Es ist dazu bestimmt, den Kopf darauf ruhen zu lassen, wenn man Verlangen darnach trägt . . . — Hierauf fügte sie der Theorie sofort die Anwendung hinzu, und sagte lächelnd: Siehst Du, wie bequem das ist . . . Aber wo habe ich denn meine Gedanken? . . . Du blickst mich mit einer verwunderten, beinahe bekümmerten Miene a — bemerkte die junge Dame, ernsthafter werdend, — und Du hast Recht . . . Du glaubst vielleicht, ich sei unempfindlich gegen die Leiden Deiner Vergangenheit, . . . die Du, wie ich hoffe, . . . glücklicher Weise der Vergessenheit anheimgegeben hast. — Sie sprach diese Worte mit dem Tone tiefer Rührung. —

Ich, . . . unempfindlich! o nein, das bin ich nicht, ich kann es beschwören. Gewiß habe ich Dein Unglück mitgefühlt, aber dieser Tag ist so schön, so beglückend für mich, daß ich durch die schlimmen Erinnerungen nicht traurig gestimmt sein mögte.

— Wie? Du hast erfahren . . . —

— Ja, ich erfuhr, es ist nun ein Jahr, . . . Deine Reise nach Poitou, daß Du Wittwe geworden, daß Du großes Mißgeschick erfahren hast, . . . wovon Du Dich weniger um Deinetwillen, als wegen Deiner Mutter angegriffen fühltest, . . . — entgegnete Florentine mit immer größerer Rührung. — Auch habe ich erfahren, mit welchem Muthe Du bis zum Tode Deiner armen Mutter gegen das Unglück gekämpft hast . . . Aber siehe, . . . Das fürchtete ich eben, — fuhr die junge Dame fort, indem sie ihre Augen mit der Hand bedeckte, — Thränen, und heute fließen sie noch! . . .

— Florentine, . . . geliebte Freundin, — sagte Valentine, welche von ihrer Rührung angesteckt wurde, — an Deinem Herzen habe ich niemals gezweifelt . . .

— Ist das auch wahr? . . .

— Das darfst Du glauben . . .

— Ich danke Dir, Valentine, . . . ich danke Dir, jetzt kann ich mich völlig wieder der Freude überlassen, Dich bei mir zu sehen.

— Woher aber hast Du die Nachrichten über mich erhalten?

— Ich erfuhr sie, theils hier, theils da, von sehr verschiedenen Seiten. Ich führte ein so thätiges, ein so bewegtes Leben . . .

— Du?

— Ja wohl, ich, — erwiderte die junge Dame mit fröhlicher, triumphirender Miene, — ich, in eigener Person . . . O, Du wirst noch ganz andere Dinge erfahren.

— Ich glaube gern, daß es Dir möglich sein wird, wenn Du nur willst, mir eine Ueberraschung nach der andern zu bereiten; . . . denn da ich seit vier Jahren von Deinem Leben weniger unterrichtet bin, als Du von dem meinigen . . . so weiß ich nur, daß Du von Deinem Gemahl getrennt bist.

— Ganz recht, — bemerkte Florentine lächelnd, — Herr von Luceval hat es Dir gewiß erzählt, und durch was für seltsame Mittel, . . . die ich aus der Waffensammlung der Trägheit

entlehnte, ich meinen Zweck erreicht habe; . . . ja, siehst Du, man bedient sich der Waffen, die man besitzt; . . . ich habe meinen Gatten dahin gebracht, daß er der fixen Idee entsagte, mich auf Reisen zu führen, vor Allem aber, mich wider meinen Willen als Frau zu behalten . . .

— Und diese Trennung hast Du dringend gefordert, nachdem Du den Verlust Deines Vermögens erfahren hattest. Herr von Luceval hat mir Alles erzählt . . . Er läßt Deinem Zartgefühl volle Gerechtigkeit wiederfahren.

— Die Großmuth war auf seiner Seite, . . . der gute Alexander; . . . abgerechnet seine üble Angewohnheit der ewigen Unruhe und seine Lebensweise als ewiger Jude hat er seine guten Seiten, ja, er besitzt wirklich große Tugenden, nicht wahr, Valentine? — fügte Florentine mit etwas schalkhaftem Lächeln hinzu. — Welches Glück, daß Ihr einander gefunden habt, . . . so recht wie bestellt, . . . und daß Ihr seit drei Monaten so oft beisammen seid! Ihr habt da Euren Werth gewiß gegenseitig würdigen gelernt.

— Was willst Du damit sagen? — er-

widerte Valentine, die ihre Freundin verwundert anblickte. — Wirklich, Florentine, Du bist nicht klug.

— Ich bin nicht klug, . . . meinetwegen . . . Aber, Valentine, wir wollen gegen einander offen sein wie immer . . . es giebt einen Namen, den Du seit Deiner Ankunft aussprechen mögtest, und den Du doch auszusprechen Bedenken trägst, das ist der Name Michel.

— Es ist wahr, Florentine, und zwar mögte ich es aus mehreren Gründen.

— Wohlan, Valentine, um uns sogleich in das richtige Verhältniß zu setzen, und jede Sache bei ihrem Namen zu nennen, so will ich Dir sagen, daß Michel nie mein Geliebter gewesen, und auch jetzt nicht ist . . .

Ein Schimmer von Hoffnung glänzte in Valentinens Gesicht; bald aber erwiderte sie mit dem Tone des Zweifels:

— Florentine . . .

— Du weißt es, ich lüge niemals; warum sollte ich Dich hintergehen? Ist Michel nicht frei? bin ich es nicht gleichfalls? und überdies, Valentine, begreifst Du denn nicht, da Du doch so viel Zartgefühl besitzest, daß, wenn ich Mi-

chels Geliebte wäre, unser Wiedersehen heute für Dich und für mich so viel Gezwungenes so viel Peinliches haben müßte, daß ich also dann sicherlich unterlassen haben würde, Dich so dringend dazu aufzufordern?

—Ach, Florentine, Dein biederes, redliches Herz verleugnet sich nicht, — sagte Valentine, die sich nicht enthalten konnte, zu ihrer Freundin hinzueilen, und sie mit Innigkeit zu umarmen; — so sehr ich mich freute, Dich wiederzusehen, . . . so fühlte ich doch mein Herz beklommen und von einer schweren Bürde belastet; jetzt aber athme ich wieder frei . . . Ich fühle mich einer quälenden Angst entledigt.

—Das wird die Strafe gewesen sein, daß Du an mir gezweifelt hast; . . . aber Du hast mich zur Offenheit aufgefordert . . . So will ich denn ganz offen Dir bekennen, . . . daß wenn wir nicht Liebesleute sind, Michel und ich, wir uns doch sehr lieb haben, so sehr zwei träge Menschen sich zum Liebhaben die Mühe nehmen können . . . Denke Dir, es ist noch keine Stunde her, da sagte Michel zu mir, indem er mit halbgeschlossenen Augen gemächlich seine lange Türkenpfeife rauchte, und sich in

jener Hängematte neben der meinigen schaukelte, während ich mir mit dem Fächer köstliche Kühlung zuwehte: „Findest Du nicht, Florentine, daß unsere Liebe dem sanften Schaukeln dieser Hängematte gleicht? . . . sie schwenkt uns hin und her, zwischen Himmel und Erde." Du wirst mir entgegnen, Valentine, daß dieser Ausdruck nicht recht deutlich ist, — bemerkte Florentine lächelnd, — daß Du ihn vielmehr unbestimmt und dunkel findest, wie die Gedanken, welche uns zwischen Schlaf und Wachen in den Sinn kommen . . . Ich bin auch Deiner Ansicht; jetzt erscheint es mir so; . . . aber als Michel mir das sagte, da genoß ich ohne Zweifel das ganze wonnige Gefühl in meinen Gliedern und die ganze Abspannung des Geistes, welche dazu nöthig sind, um jenen erhabenen Vergleich unsers Freundes fassen zu können; denn vorhin schien er mir eine treffende Wahrheit zu enthalten.

— Michel liebt mich nicht mehr, — sagte Frau von Infreville mit unsicherer Stimme, indem sie Florentinen fest anblickte, — er hat mich völlig vergessen!

— Darauf kann ich Dir nicht anders ant-

worten, meine gute Valentine, — erwiderte die junge Dame, — als daß ich Dir unsere Geschichte erzähle, und . . .

—Ach! mein Gott! — sagte Valentine, indem sie ihrer Freundin ins Wort fiel, — hast Du nicht gehört? . . .

—Was denn? — fragte Florentine, indem sie lauschte und nach der Seite zu blickte, wohin die Augen ihrer Freundin gerichtet waren, — was hast Du denn gehört?

—Horch nur . . .

Die beiden Freundinnen lauschten einige Augenblicke schweigend.

Die größte Stille herrschte innerhalb und außerhalb des Gartens.

—Ich muß mich getäuscht haben, — sagte endlich Frau von Infreville beruhigt, — mir war es, als hörte ich Etwas in jenem Dickicht...

—Was denn, Valentine?

—Ich weiß nicht genau, . . . es war ein Geräusch, als ob Aeste von einem Baume abgebrochen würden . . .

—Das ist der Wind, der stoßweise vom Meere her sich vernehmen läßt; er wird die großen Zweige jenes alten Cederbaumes in Bewe-

gung gesetzt haben, der dort unten am Zaune steht, und dessen Gipfel Du über das Dickicht hervorragen siehst; . . . das Rauschen der Aeste belaubter Bäume verursacht öfters ein sonderbares Geräusch, — erwiderte Florentine mit großer Gemüthsruhe. — Jetzt, Valentine, da ich Dir diese wichtige Naturerscheinung erläutert habe, vernimm meine und Michels Geschichte.

Vierzehntes Kapitel.

Als sich Frau von Infreville von ihrer Furcht erholt hatte, so sagte sie zu Frau von Luceval:

— Florentine, . . . ich werde Dir zuhören, ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, mit welcher Neugierde, . . . oder vielmehr mit welcher Theilnahme.

— Wohlan denn, meine theure Valentine, was mein Gatte Dir ohne Zweifel nicht mitgetheilt hat, weil er es selbst nicht wußte, ist, daß ich zwei Tage nach Deiner Abreise einen Brief von Michel erhielt.

— Und der Inhalt dieses Briefes?

— Der war ganz einfach . . . Da er von

Dir wußte, daß Du in der Absicht, den Argwohn Deines Gatten abzulenken, mich bitten wolltest, an Dich zu schreiben, um glaubhaft zu machen, daß wir öfters zusammen kämen, so wurde Michel, der nichts mehr von Dir hörte, sehr unruhig; er zog Erkundigungen ein, und erfuhr, daß Du vor zwei Tagen mit Deiner Mutter abgereist wärest; aber es war ihm nicht möglich herauszubringen, wo Du hin gereist wärest.

— Wirklich, mein Verschwinden hat ihm Sorge gemacht? — sagte Valentine halb zweifelnd, halb mit Bitterkeit. — So hat er doch endlich einmal seine Theilnahmlosigkeit aufgegeben.

— Ja, Du Ungerechte, . . . ja, Du Abscheuliche, . . . er hat Sorge getragen, und da er vermuthete, daß ich zwei Tage zuvor Dich gesehen, und daher mehr Kenntniß von Deinem Schicksal hätte, als er, so schrieb er an mich, und bat mich dringend, ihm einen Besuch zu gestatten; ich willigte ein, Niemand konnte in diesem Besuche etwas Auffallendes finden, da er unser Vetter war.

— Aber Dein Gemahl?

— Dieser hatte auch Nichts einzuwenden, denn er wußte ja nicht, daß Michel der Gegenstand Deiner unglücklichen Leidenschaft war.

— Wirklich, Herr von Luceval hat dies . . . erst durch mich erfahren.

— Michel kam also; . . . ich theilte ihm mit, was er noch nicht wußte, indem ich ihm von dem schrecklichen Auftritt erzählte, welchem ich beigewohnt hatte. Sein Schmerz rührte mich, denn er war sehr heftig und völlig im Widerspruche mit dem, was ich durch Dich von seiner Gemüthsart wußte, die jedem Kummer als einer ermüdenden Anstrengung der Seele ausweichen, und die Vergessenheit . . . als weniger beschwerlich . . . der Reue vorziehen sollte.

— Hätte sich Michel wirklich in diesem Punkte so sehr geändert, daß seine Gemüthsart jetzt eine andere wäre?

— Es ist noch die seinige, sie ist es mehr als je, meine gute Valentine . . . Michel ist noch immer der Michel, den Du gekannt hast, er wird es auch bleiben. Darum eben wiederhole ich Dir, daß sein Schmerz mich tief gerührt hat. Wir verabredeten also, daß ich von meiner Seite, so wie er von der seinigen, alle

möglichen Nachforschungen anstellen wollten, um Dich ausfindig zu machen. Er entschloß sich dazu heldenmüthig; ich sage heldenmüthig, . . . denn Du begreifst wohl, in welchem Lichte einem trägen Wesen, wie er ist, die Aussicht auf so viele Mühen, so viele Verlegenheiten, . . . so viele Mühen und Wege erscheinen mußte; . . . allein . . .

— Allein?

— Er gab ganz offen die Erklärung: „Ach! mag ich sie nun wiederfinden oder nicht, das ist gewiß die letzte Geliebte, die ich in meinem Leben haben werde.“ Das stimmte, wie Du siehst, vollkommen mit meinem schrecklichen Widerwillen gegen die Qualen überein, denen man durch den ledigen Vorzug ausgesetzt werden kann, einen Geliebten zu besitzen. Ich fand hierin Michels Ansichten sehr vernünftig, . . . munterte ihn aber auf, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um Dich wiederzufinden.

— Und diese Maßregeln, . . . hat er sie denn wirklich ergriffen? . . .

— Allerdings, und zwar mit einem Eifer, der mich in Erstaunen setzte, denn er theilte mir Alles mit, was er in dieser Beziehung unter-

nahm; leider aber hatte Dein Gemahl seine Vorkehrungen so vorsichtig getroffen, daß wir Nichts erfahren konnten; auch von Dir selbst erhielten wir keine Nachricht, keinen Brief.

— Ach! Florentine, . . . ich war eine Gefangene in einem isolirt gelegenen Aufenthaltsorte mitten im Walde, umringt von Leuten, die Herrn von Infreville blindlings ergeben waren; . . . so konnte ich unmöglich Gelegenheit finden, Briefe abzusenden.

— Das haben wir uns gedacht, meine arme Valentine; . . . wir mußten also die Hoffnung aufgeben, eine Spur von Dir zu finden . . .

— Während Du Dich so mit meinem Schicksale beschäftigtest, kamst Du wohl öfters mit Michel zusammen?

— Das war nothwendig.

— Und was urtheiltest Du von ihm?

— Wollte ich Dir Alles mittheilen, was ich an seinem Charakter Gutes fand, so hieße das, mein eigenes Lob aussprechen, denn jeden Tag hatte ich immer mehr Veranlassung, mich über die unbegreifliche Uebereinstimmung zu verwundern, welche zwischen seiner Gemüths-

art, seinen Ansichten, seinen Neigungen und den meinigen stattfand . . . Da ich nun keine allzu zarte Bescheidenheit besitze, wenn ich mit mir selbst spreche, . . . so fand ich, daß wir Beide ein Paar herrliche Wesen waren . . .

— Und damals . . . kamst Du auf den Gedanken, Dich von Deinem Gemahl zu trennen . . .

— Wie garstig Du doch bist, — sagte Florentine, indem sie ihrer Freundin mit dem Finger drohte, — nein, Madame, . . . die Ursache unserer Trennung ist eine ganz andere, . . . denn Michel und ich, wir waren Beide unsern Gesinnungen so getreu, daß, wenn wir von Dir sprachen, und folglich von allen Beschimpfungen, von allen Verdrießlichkeiten, von allen Bekümmernissen die Rede war, welche, wie die Eheherren sich ausdrücken, eine strafbare Verbindung im Gefolge hat, wir völlig gleichen Sinnes und mit fester Ueberzeugung ausriefen: „Da sieht man es, was bei der Liebe herauskommt; niemals Ruhe, . . . beständig in Angst und Sorge, . . . immer auf der Lauer, . . . mit unruhigem Auge, mit klopfendem Herzen unablässig herumspähen, Ränke

schmieden und spioniren . . . Und wie kommt man dabei aus seiner Ordnung! oft muß man sich auf der Straße herumtreiben, bei Schnee und bei Regen, bis das erwartete Signal gegeben wird . . . Und dann wohl gar drei Stunden lang an dem bestimmten Orte vergeblich warten . . . Und wenn es vollends Zweikämpfe gibt . . . Und die leidige Eifersucht . . . Und die heimlichen Fahrten in abscheulichen Miethwagen, wo man ausgerenkt und gerädert wird . . . Ach! wie viele Sorgen! wie viele Beschwerden, und nun frage ich Sie, Madame, warum das Alles, wenn man es bei Lichte betrachtet? — Sie haben wahrhaftig Recht, Herr Michel, warum das Alles? . . ." Kurz, ich kann Dich versichern, Valentine, wenn Jemand insgeheim die moralischen Erörterungen der beiden Faullenzer mit angehört hätte, er müßte sich halb todt gelacht haben, und dennoch sprachen wir so vernünftig wie die verständigsten Leute nur immer sprechen können. Da kam nun die Zeit, wo Herr von Luceval es unternahm, mich . . . wider meinen Willen . . . auf Reisen zu führen; . . . die Lust dazu verging ihm bald . . .

— Er hat es mir erzählt, welcher Mittel Du Dich bedient hast.

— Nun, was verlangte ich denn von ihm? Nichts weiter, als daß er mich in Ruhe ließe, denn obgleich mein Gatte bei dem Auftritte wegen Deines Briefes sich sehr hart, sehr schonungslos gegen mich bewiesen hatte, und obwohl ich ihm damals mit der Scheidung drohte, so war ich doch nach reiflicher Ueberlegung von diesem Vorsatze zurückgekommen... Der Gedanke allein leben zu müssen, ich meine, mich genöthigt zu sehen, eine Menge Sachen selbst zu besorgen, mit denen bisher mein Gatte oder sein Rechnungsführer sich befaßt hatten, schreckte mich zurück. Meine Forderungen beschränkten sich demnach auf folgende: Niemals zu reisen, meinen Gatten aber durch alle mir zu Gebote stehenden Mittel zu bestimmen, so oft als möglich selbst auf Reisen zu gehen, damit ich nicht beständig durch seine Ruhelosigkeit belästigt würde.

— Und um Michel nach Deinem Belieben bei Dir sehen zu können?

— Allerdings . . . und zwar in aller Behaglichkeit, ohne das mindeste Geheimniß, ohne daß ich mir die Mühe zu nehmen brauchte, Et-

was zu verhehlen, denn es gab in unserm Verhältnisse Nichts, was verschwiegen bleiben mußte; . . . immer wieder die Tugend der Trägheit, . . . meine liebe Valentine. Aber das ist noch das Wenigste; . . . Du sollst sogleich erfahren, was für Wunder diese liebe Trägheit bewirken kann.

— Ich glaube Dir, . . . aber die Scheidung, . . . hat mir Dein Gemahl gesagt, wurde im Grunde durch den Verlust Deines Vermögens herbeigeführt? . . . Das war wohl die eigentliche Veranlassung derselben . . .

— Nun, siehst Du, Valentine . . . wir wollen das ganz genau beleuchten . . . Ich sollte von nun an meinem Gatten völlig preisgegeben sein, . . . ich sollte so zu sagen in seinem Lohne stehen . . . Konnte ich das? Nein, nein, die Demüthigungen, welche Du, da Du kein Vermögen besaßest, hattest erdulden müssen, weil Du Dich mit einem reichen Manne verheirathetest, waren mir noch in frischem Andenken; . . . nein, nein, der blose Gedanke an ein solches Leben empörte mein Zartgefühl und meine Trägheit.

— Dein Zartgefühl, . . . das gebe ich zu,

aber Deine Trägheit? Wie meinst Du das, Florentine? Warst Du nicht durch die Scheidung genöthigt, jenem Luxus, jenem Wohlstande zu entsagen, welcher Dir gestattete, ganz nach Deinem Belieben dem Müssigange zu fröhnen?

—Ich hatte zu wählen, Valentine; blieb ich im Dienste des Herrn von Luceval, so mußte ich meine Neigungen völlig den seinigen unterordnen, ich war genöthigt, mich in seine ruhelose Thätigkeit zu finden, ich mußte mit nach dem Caucasus gehen, wenn es ihm beliebte; nun hätte ich aber, glaube ich, einem solchen Leben den Tod bei Weitem vorgezogen . . .

—Aber warum wolltest Du nicht lieber Deinen Gemahl bestimmen, daß er sich Deinen Neigungen fügte, indem Du Dich der Macht bedientest, welche Dir über ihn zustand? . . . denn er liebt Dich . . . und . . .

—Er liebt mich, allerdings, . . . gerade wie ich die Erdbeeren liebe . . . aber ich kenne ihn, er vermogte seine Gemüthsart eben so wenig zu ändern, als ich die meinige; seine natürlichen Triebe würden die Oberhand behalten haben, und über kurz oder lang wäre unser

Leben zur Hölle geworden; daher zog ich es vor, mich sofort von ihm zu trennen.

— Und hattest Du denn Michel von Deinem Entschlusse in Kenntniß gesetzt?

— Er fand ihn ganz vernünftig. Um diese Zeit war es, wo wir Beide einige unbestimmte Pläne wegen der Zukunft entwarfen, . . . Pläne übrigens, bei denen Deine Genehmigung allezeit vorbehalten wurde.

— Meine Genehmigung?

— Allerdings, Michel kannte seine Pflichten; er hätte sie erfüllt, wenn es ihm gelungen wäre, Dich wiederzufinden . . . Während er also sich mit einer nochmaligen Nachforschung beschäftigte, bestrebte ich mich meinerseits, die Scheidung, die ich mir zum Ziele gesetzt hatte, auszuwirken. Ich bat Michel, seine Besuche so lange einzustellen, bis ich frei wäre; seine Gegenwart wäre mir hinderlich gewesen. Das Uebrige hat Dir mein Gatte ohne Zweifel mitgetheilt . . .

— Er hat mir erzählt, wie es Dir durch halsstarriges Schweigen gelungen ist, seine Beistimmung zu erzwingen.

— Es war wohl nicht möglich, ein mil-

deres Mittel ausfindig zu machen, das doch zugleich den Ansichten der gebildeten Welt angemessen war. Kurz, nach Verlauf von vier Monaten war ich durch den Ausspruch des Gesetzes von Herrn von Luceval geschieden, und er begab sich auf Reisen. Jetzt kam ich wieder mit Michel zusammen. Er hatte eben so wenig als ich eine Nachricht von Dir erlangen können . . . Da wir der Hoffnung, Dich wiederzufinden, entsagen mußten, so kamen wir auf unsere frühern Pläne zurück, und unser Entschluß war bald gefaßt. Ich sagte Dir vorhin, meine liebe Valentine, von den Wundern, welche Trägheit erzeugen kann, . . . diese Wunder sollst Du jetzt kennen lernen.

— Ich bin ganz Ohr; Du spannst meine Neugierde und meine Theilnahme aufs Höchste.

— So vernimm zuvörderst, von welchem Gesichtspunkte wir ausgingen, oder, wenn Du lieber willst, — fügte Florentine lächelnd und mit einer feierlichen, höchst komischen Miene hinzu, — vernimm die Uebersicht der Grundregeln, welche zwischen mir und Michel vereinbart wurden: „Für uns giebt es nur einen Wunsch, nur ein Glück auf der Welt, nämlich

die vollkommene Ruhe des Körpers und des Geistes, die dadurch erzielt wird, daß wir durchaus Nichts vornehmen, ausgenommen zu träumen, zu lesen, einander zu lieben, zu plaudern, den Himmel, die Bäume, die Gewässer, die Wiesen und die Gebirge, welche der liebe Gott geschaffen hat, zu betrachten, im Sommer uns im Schatten zu schaukeln, während der kalten Jahreszeit uns zu wärmen. Wir sind in unserer Trägheit zu gewissenhaft, um ruhmsüchtig, ehrgeizig oder habsüchtig zu sein, um nach der Bürde des Luxus oder nach den ermüdenden Anstrengungen der Welt und ihrer Lust zu streben. Was brauchen wir, um in dem Paradies der Trägheit zu leben, welches wir uns träumen? Ein Häuschen, das im Winter gehörig verschlossen ist, nebst einem recht kühlen Gärtchen für den Sommer; vortreffliche Lehnstühle, Hängematten, geflochtene Decken, um uns darauf auszustrecken; hübsche Aussichten, die unserm Auge nahe liegen, damit wir uns nicht erst die Mühe nehmen müssen, sie aufzusuchen; einen schönen, blauen Himmel, ein mildes, angenehmes Klima, eine frugale Nahrung (wir gehören Beide nicht zu den Feinschmeckern) und

eine Magd; dieses Leben muß vor Allem gehörig geregelt und gesichert sein, damit unser Geist niemals durch die Sorgen der Geschäfte beunruhigt werde. Darin besteht das einzige Ziel unserer Wünsche." Wie war es zu erreichen? Zu diesem Behufe haben wir unsern Verstand angestrengt und unsern Muth in Thätigkeit gesetzt . . . Höre jetzt und bewundere uns, meine gute Valentine.

— Ich höre, Florentine, und bin nahe daran zu bewundern, . . . denn es ist mir, als erriethe ich beinahe . . .

— Errathe lieber Nichts; laß mir das Vergnügen, Dich zu überraschen. Ich fahre fort. Die Amme Michels ist aus der Provence, und zwar aus Hyeres gebürtig; sie erzählte uns von ihrer köstlichen Heimath, wo man nach ihrer Versicherung beinahe umsonst leben kann; für zehn bis zwölf tausend Franken höchstens könnte man ein Häuschen bekommen, wie wir es gerade wünschten, am Meeresufer gelegen und mit einem hübschen Garten voll Pomeranzenbäume. Ein Freund Michels hielt sich damals seiner Gesundheit wegen in Hyeres auf; dieser wurde beauftragt, Erkundigungen einzuziehen; er bestätigte

die Angaben der Amme. Gerade damals war zwei Stunden weit von Hyeres ein Häuschen zu dem Preise von eilf tausend Franken zu verkaufen; es war wunderschön gelegen, aber noch auf drei Jahre vermiethet, und konnte vor Beendigung des Miethcontractes nicht übergeben werden. Wir verließen uns auf den Geschmack des Freundes, und baten ihn, das Haus zu kaufen. Aber nun ergab sich ein großes Hinderniß, die Hauptschwierigkeit in unserer Lage ... Um das Häuschen und eine jährliche Rente von zwei tausend Franken anzukaufen, mit welcher Summe wir unsere Bedürfnisse bestreiten konnten, und um wenigstens noch zwei bis drei tausend Franken in Kasse zu behalten, bedurften wir ungefähr sechzig tausend Franken ... Also meine liebe Valentine, ... jetzt war die große Frage, wie sollten wir diese sechzig tausend Franken, das Grundcapital unsers Glückes, erlangen? ... eine bedeutende Summe, wie Du siehst.

— Und wie habt Ihr Euer Ziel erreicht?

— Ich meines Theils hatte noch ungefähr sechs tausend Franken in Gold übrig von einer Zahlung, die ich bei meiner Verheirathung mir

von meiner Mitgift erbeten hatte. Ein Freund Michels übernahm es, seine kläglichen Vermögensverhältnisse zu ordnen; er rettete davon ungefähr funfzehn tausend Franken.

Diese Summen wurden angelegt. Wir beschlossen, sie so wenig als möglich anzugreifen, bis wir die vierzig tausend Franken erübrigt hätten, deren wir noch bedurften, um in unser Paradies eintreten zu können.

— Erübrigen! Wie konntet Ihr hoffen, eine so bedeutende Summe zu erübrigen?

— Ei, mein Himmel! durch Arbeit, meine Theure, — sagte Florentine triumphirend, durch bärenmäßige Arbeit.

— Du! arbeiten? Florentine, — rief Valentine aus, die vor Ueberraschung die Hände faltete, — Du arbeiten? und Michel auch?

— Und Michel auch. Meine gute Valentine, allerdings, wir sind beinahe Tag und Nacht thätig gewesen, indem wir die widerwärtigsten Arbeiten von der Welt übernahmen, und zwar mehrere Jahre lang.

— Du . . . und Michel, . . . Ihr konntet Euch dazu verstehen?

— Wie? das wundert Dich?

— Ob mich das wundert, lieber Himmel!

— Bedenke, Valentine, wie träge wir waren, Michel und ich.

— Eben mit dieser Trägheit kann ich Euren Entschluß nicht reimen.

— Warum denn nicht?

— Warum nicht?

— Nun ja; überlege doch, welchen gewaltigen Sporn die **Trägheit** besitzt!!

— Die Trägheit? . . . die Trägheit? . . .

— Du begreifst nicht, welchen Muth, welche Kraft, welchen Eifer es gewährt, wenn man am Ende jeden Tages, wie abgemattet man auch ist, und welche Entbehrungen man auch ertragen hat, sich sagen kann: „Abermals ein Schritt zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, zur Ruhe und zu der Wollust des Müssigganges! . . ." Ja, Valentine, ja, . . . gerade die Ermüdung, welche man dann empfindet, erinnert um so wonniger an das unaussprechliche Glück, das man später genießen wird; ei, mein Himmel! das ist im Kleinen und auf das irdische Leben angewendet, wie wir uns die ewigen Himmelsfreuden denken müssen, die durch die Leiden hienieden erkauft werden müssen; allein,

unter uns gesagt, ich will doch lieber mein kleines Paradies . . . auf sicherem Boden . . . behalten, als jenes erwarten . . .

Frau von Infreville war über das Vernommene so bestürzt, sie betrachtete ihre Freundin so verwundert, daß Florentine einige Augenblicke schwieg, um ihr Zeit zu lassen, sich von ihrem Staunen zu erholen.

Funfzehntes Kapitel.

Frau von Infreville erholte sich endlich von ihrer Ueberraschung, und sagte zu Frau von Luceval:

— Wirklich, Florentine, ich weiß nicht, ob ich wache oder träume! noch einmal, Du, ... Du! sonst so träge, ... so an Bequemlichkeit gewöhnt, ... und dann ein solcher Muth, eine so beharrliche Thätigkeit?

— Warte nur, Du sollst schon noch mehr staunen. Weißt Du wohl, Valentine, was ich vier Jahre lang für ein Leben geführt habe, besonders aber vor drei Monaten, als Du und mein Gatte in der Straße Vaugirard nach mir und Michel Erkundigungen eingezogen hattet?

— Man hat uns erzählt, Ihr ginget Beide alle Tage früh vor Sonnenaufgang aus, und kämet immer sehr spät in der Nacht wieder nach Hause.

— Mein Himmel! mein Himmel! — sagte Florentine, die vor Lachen bersten wollte, — wenn ich mir das jetzt ins Gedächtniß zurückrufe, wenn ich mir es so . . . von Weitem . . . ansehe, wie herrlich ist das! Vernimm die Geschichte von einem der letzten Tage, womit sich mein Aufenthalt in Fegfeuer schloß. Du kannst davon auf die andern schließen. Früh um drei Uhr bin ich aufgestanden; ich habe die Copie einer Partitur und das Ausmalen einer großen Lithographie vollendet . . . Du wirst hoffentlich über meine Talente Dich nicht wundern . . . Du weißt wohl noch, daß ich im Kloster mit keiner Arbeit mehr Ehre einlegte, als mit dem Copiren von Noten und mit dem Ausmalen von Heiligenbildern.

— Das ist wahr; und dieses Talent hat Dir also Etwas eingebracht?

— Das wollte ich meinen; ich habe manchmal mit diesen Arbeiten allein vier, auch fünf Franken den Tag . . . oder vielmehr die Nacht

hindurch verdient, meine übrigen Einnahmen ungerechnet.

— Deine übrigen Einnahmen? . . . was denn für welche?

— Laß mich nur fortfahren in meiner Tagesgeschichte . . . Um vier Uhr ging ich aus, und begab mich in die Verkaufshalle . . .

Ach, mein Himmel! . . . in die Verkaufshalle! Du? was wolltest Du denn da?

— Da versah ich bis um acht Uhr früh die Stelle einer Handelsfrau, die zu vornehm war, um so zeitig aufzustehen . . . Es war übrigens ein ganz idyllischer Kram: ein Handel mit Sahne, mit Eiern und Butter . . . Ich hatte aber für meine Geschäftsführung einen kleinen Antheil am Profite, . . . und ein Jahr ins andere gerechnet warf mir das zwei tausend und einige Hundert Franken ab.

— Du? . . . Florentine, . . . Du? Marquise von Luceval, konntest Dich zu einem solchen Gewerbe hergeben?

— Nun, und Michel! . . .

— Michel? was war denn der?

— Inspector über die anlangenden Waaren in der Halle, das war er, meine

Theure! Funfzehn hundert Franken Gehalt und viel Kratzfüße von Seiten der Herren Karrenführer und der Herren Kohlgärtner. Ueberdies um neun Uhr des Morgens Feierabend; da ging er auf sein Bureau und ich in meinen Laden.

— Wie? in Deinen Laden?

— Nun freilich, Dürrebaumstraße im goldenen Korbe; da war ich die oberste Demoiselle in einer Leinwaarenhandlung, einem Geschäft mit alter, bewährter Firma, und da ich, ohne mich zu rühmen, das geschmackvolle Kerben der Wäsche aus dem Grunde verstehe, so waren meine Hausjäckchen, meine Bademützchen, meine Manschetten, meine Oberhemden und meine Visittenhäubchen bald in der Mode, und meine eleganten Garnituren wurden allen andern vorgezogen. Aber ich ließ mich auch sehr gut bezahlen: funfzehn hundert Franken jährlich, denn man muß doch Etwas davon haben, wenn man im Rufe steht; ja wohl, funfzehn hundert Franken und freie Kost; da wurde kein Pfennig nachgelassen . . . Auch hatte ich mir in aller Form Rechtens die Clausel vorbehalten, daß ich mit

dem Verkauf Nichts zu thun haben mögte, denn ich hätte befürchten müssen, von manchen Kunden erkannt zu werden, und das hätte mir zu Unannehmlichkeiten Anlaß geben können, wenn ich Abends aus dem Laden fortging . . .

— War denn Dein Tagewerk damit noch nicht vollbracht?

— Wo denkst Du hin? um acht Uhr? In meinen Contract hatte ich noch die Clausel setzen lassen, daß ich um acht Uhr frei sein müßte, um meine übrige Zeit noch nutzen zu können . . . Ein Jahr lang arbeitete ich zu Hause an Stickereien, am Notenschreiben und an meiner Aquarellmalerei. Späterhin aber fand die Gattin eines Freundes von Michel etwas wunderbar Anziehendes an mir; es war eine alte blinde Dame, sehr gebildet zwar, aber sie konnte sich mit Niemandem vertragen. Da sie nun nicht ausgehen konnte, und keine Besuche annehmen mogte, so zog sie es vor, sich Abends Etwas vorlesen zu lassen; drei Jahre lang bin ich mit einem Gehalte von acht hundert Franken jährlich ihre Vorleserin gewesen. Um neun Uhr kam ich hin zu ihr, da las ich, oder wir plauderten auch abwechselnd, und dann wurde Thee

getrunken. Diese Dame wohnte in der Tournonstraße, und nach Mitternacht holte Michel mich ab, wenn er aus seinem Theater nach Hause ging.

— Aus seinem Theater?

— Ja wohl, aus dem Odeon.

— Ach, mein Gott! — rief Valentine aus, — er war also Schauspieler?

— Wie thöricht Du bist! — erwiderte Florentine, aus vollem Halse lachend; — das nicht; er war Controleur im Odeon. Ich sagte Dir schon, daß wir allerhand Gewerbe betrieben haben . . . Michel stand diesem Amte vor, wenn er aus seinem Bureau kam, wo er jährlich seine zwei tausend vier hundert Franken erhielt . . .

— Michel? der so träge war? . . . der sich früherhin scheute, sich um seine eigenen Geldgeschäfte zu bekümmern?

— Und merke wohl, wenn er nach Hause kam, so schrieb er noch Handelsbücher ins Reine, wodurch unsere Einkünfte um so höher stiegen . . . So wirst Du denn begreifen, meine gute Valentine, daß wir bei der strengsten Sparsamkeit, indem wir im Winter nicht einheizten,

uns selbst bedienten, und sogar unsere Sonntage zur Arbeit verwendeten, in vier Jahren die ersehnte Summe beisammen hatten, deren wir bedurften . . . Nun frage ich Dich, als ich von den Wundern sprach, welche die Trägheit erzeugt, hatte ich da Unrecht?

— Ich kann mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen, . . . es ist doch wirklich ganz unglaublich.

— Ei, mein Gott! Valentine, Michel hat es oft gesagt: „Im Innern von vielen sehr thätigen Wesen liegt eine große Liebe zur Trägheit verborgen. Warum arbeiten denn so viele Leute, die weder ehrgeizig noch habsüchtig sind, oft mit so unermüdlichem Eifer? Um sobald als möglich ausruhen zu können. Was ist nun aber die R u h e anders als die **Trägheit?** Daher," fügte Michel lachend hinzu, „weiß man gar nicht, was für erstaunliche Arbeiten der Faule auszuführen im Stande ist, der sich das feste Ziel gesetzt hat, eines Tages recht f a u l e n z e n zu können.

— Du hast Recht . . . Ich begreife jetzt, daß die Liebe zur Trägheit für den Augenblick einen außerordentlichen Eifer zur Arbeit einpflanzen

kann; aber sage mir doch, Florentine, warum hattet Ihr Eure Wohnungen so nahe beisammen gewählt, und dennoch von einander getrennt?

— Ja, siehst Du, Valentine, das war mit großer Berechnung geschehen; . . . es war der Beschluß einer erhabenen, . . . heroischen Klugheit, — sagte Florentine mit triumphirendem, munterem Tone; — wir sagten zu einander: „Was ist unser Ziel? So schnell als möglich so viel zu sammeln, als wir brauchen, um eines Tages faulenzen zu können; von diesem Gesichtspunkte aus hat die Zeit den Werth des Geldes, und je weniger wir Zeit verlieren, desto mehr werden wir Geld gewinnen; nun wäre aber das sicherste Mittel für uns, viel Zeit zu verlieren, daß wir beisammen blieben, und folglich uns der Wonne überließen, von Luftschlössern, von geträumtem Glücke zu plaudern, und wir würden das so anziehend finden, daß wir der Versuchung nicht widerstehen könnten . . . Dann aber wäre es aus mit der Arbeit, d. h. mit den Mitteln, eines Tages und für immer faulenzen zu können, denn um zu faulenzen, dazu gehört auch noch, daß man

ganz gemächlich zu leben hat. Das ist aber noch nicht genug, sagten wir ferner: wir haben allerdings eine heilige Scheu vor den Liebschaften, welche Kummer und Sorge bereiten; wir befolgen da die Lehren der Moral; da wir aber jetzt frei sind, und gerade jetzt Nichts uns mehr im Wege sein könnte, als unsere Liebe, ... ei, ei! wer kann wissen? der Teufel hat manchmal sein Spiel, und was sollte dann aus der Arbeit werden? Was für Zeit, d. h. was für Geld ginge da verloren! denn wo sollten wir den doppelten Muth auftreiben, der Trägheit und der Liebe uns zugleich zu entreißen? Nein nein! wir wollen unerbittlich gegen uns selbst sein, wir wollen nicht unsere Zukunft aufs Spiel setzen, wir wollen uns im Namen unserer göttlichen Trägheit zuschwören, nicht ein Wort mit einander zu sprechen, bis unser Schatz voll ist."

— Wie? diese vier Jahre hindurch . . .

— Haben wir unsern Schwur gehalten.

— Nicht ein Wort?

— Nicht ein Wort, von dem Tage an, wo wir anfingen zu arbeiten . . . .

— Florentine, Du übertreibst gewiß . . . Eine solche Zurückhaltung, das ist unmöglich.

— Ich habe versprochen, Dir die Wahrheit zu erzählen, und das ist die Wahrheit.

— Aber noch einmal, nicht ein Wort? das scheint mir doch eine übertriebene Vorsicht zu sein . . .

— Uebertrieben! Ei, mein Himmel! von einem Worte, von einem einzigen Worte hing Alles ab: sobald dieses erste Wort ausgesprochen war, wer konnte dann für das Uebrige Bürgschaft leisten?

— Also diese vier Jahre hindurch . . .

— Wurde nicht ein Wort gewechselt; . . . in wichtigen Fällen, die unsere Angelegenheiten betrafen, und über die zu ergreifenden Maßregeln schrieben wir uns; . . . dabei blieb es . . . Noch muß ich erwähnen, daß wir ein Mittel ausgedacht hatten, durch die Wand hindurch, welche innere Wohnungen von einander trennte, unsere Gedanken einander mitzutheilen; es langte gerade aus, um uns die Worte auszudrücken: gute Nacht, Michel; — gute Nacht, Florentine; und des Morgens: guten Morgen, Michel; — guten Morgen, Florentine; . . . und außerdem noch: Es wird Zeit aufzubrechen; zuweilen

auch wohl: Muth gefaßt, Michel; — Muth gefaßt, Florentine; wir wollen an unser **Paradies** denken, und frohen Muthes sein im **Fegfeuer** . . . Da siehst Du, wie sparsam wir uns dieses Correspondenzmittels bedienten; aber solltest Du wohl glauben, daß Michel dennoch zuweilen Veranlassung nahm zu plaudern, . . . nähmlich indem er mit dem Hefte seines Messers an die Wand pochte, und ich war dann genöthigt, dem Dreisten Stillschweigen zu gebieten . . . Du magst nun selbst urtheilen, ob wir unsere Zeit mit Plaudern vergeudet haben! . . .

—Und diese seltsame Correspondenz genügte Euch wirklich?

—Vollkommen; . . . lebten wir doch beisammen, ungeachtet der Mauer, welche uns trennte. War doch unser ganzes Sinnen und Trachten auf das nämliche Ziel gerichtet, und dieses Ziel verfolgen hieß ja, immer und immer an einander denken. Ueberdies sahen wir uns auch am Morgen und am Abend; das genügte uns, denn wir waren keine Liebesleute . . . Vor vierzehn Tagen endlich war unser Ziel erreicht; wir hatten in Zeit von vier Jahren zweiund-

vierzig tausend und einig hundert Franken verdient! Das war doch aller Ehren werth! Wir hätten, wie die Kaufleute sagen, einige Monate früher uns zurückziehen können, allein wir sagten, oder vielmehr wir schrieben einander: „Es ist ganz gut, wenn man mit dem Nothwendigen fürlieb nimmt, aber der arme Wanderer, welcher hungrig ist, und an unsere Thür klopft, muß doch auch bei uns seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen können . . . Nichts sichert die Ruhe der Seele und des Körpers besser, als das Bewußtsein, immer gut und menschlich gehandelt zu haben. Das macht die Ruhe süß.“ So haben wir denn, da wir einmal im Zuge waren, die Zeit unsers Fegfeuers ein wenig verlängert. Nun aber, Valentine, wirst Du wohl zugeben, daß Nichts als die **Trägheit** besser geeignet ist, dem Menschen Thätigkeit, frohen Muth . . . und Tugend zu verleihen . . .

— Lebe wohl, Florentine, — sagte Frau von Infreville in Thränen zerfließend mit gebrochener Stimme, indem sie ihre Freundin umschlang, — lebe wohl, . . . lebe wohl für immer . . .

— Valentine, . . . was sagst Du? . . .

— Eine unbestimmte Hoffnung, die meine letzte war, hat mich hierher geführt; . . . eine unsinnige Hoffnung, wie alle es sind, welche die hartnäckige, die getäuschte Liebe einflößt; . . . lebe wohl! noch einmal lebe wohl! Sei glücklich mit Michel; Gott hat Euch für einander geschaffen, . . . und Euer Glück habt Ihr muthig erkämpft, . . . Ihr habt es verdient . . .

Plötzlich hörte man eine Klingel an der kleinen Gartenthür lärmend ertönen.

— Madame, . . . Madame, — sagte die alte Amme, welche eilig herbeigelaufen kam, und einen unversiegelten Brief in der Hand hielt, — der Herr, welcher in Ihrem Wagen geblieben war, hat mir aufgetragen, Ihnen dieses sogleich zuzustellen; . . . er kam dort von dem Zaune her, — fügte die alte Dienerin hinzu, indem sie nach der Seite hinwies, wo ein dichtes Gebüsch die Hecke begrenzte.

Während Florentine ihre Freundin mit steigender Verwunderung betrachtete, öffnete diese den Brief, in welchem ein Billet eingeschlossen war, und las folgende Worte, die mit Bleistift geschrieben waren:

„Ich bitte Sie dringend, diese

Zeilen Florentinen einzuhändigen, und bald zu mir herauf zu kommen; . . . wir müssen fort, . . . es ist Nichts mehr zu hoffen."

Frau von Infreville wendete sich dem Ausgange zu . . .

— Valentine, wo willst Du hin? — sagte Florentine lebhaft, indem sie ihre Freundin bei der Hand ergriff.

— Erwarte mich einen Augenblick, — erwiederte Frau von Infreville, welche die Hände ihrer Freundin fast krampfhaft in die ihrigen preßte; — erwarte mich, . . . und lies das . . .

Sie übergab Florentinen das Billet, und entfernte sich eiligst, während ihre junge Freundin, deren Verwunderung sich mehr und mehr steigerte, folgende Zeilen las, die ebenfalls mit Bleistift geschrieben waren:

„In dem Augenblicke, wo Frau von Infreville in Ihr Haus eintrat, . . . stieg ich über die Hecke Ihres Gartens; . . . im Gebüsch verborgen . . . habe ich Alles gehört; . . . eine unsichere, unbestimmte Hoffnung führte mich hieher, . . . und, wenn ich Ihnen Alles bekennen soll, . . . sofern diese Hoffnung mich täuschte,

. . . so war ich entschlossen, mich zu rächen. . . Ich entsage jetzt der Hoffnung wie der Rache; . . . sein sie glücklich, Florentine, . . . von nun an wird kein anderes Gefühl gegen Sie meine Brust erfüllen, als Hochachtung . . . und Ehrfurcht.

„Mein einziger Kummer besteht darin, daß ich Ihnen nicht Ihre volle Freiheit wiedergeben kann; . . . das Gesetz ist dagegen; . . . daher müssen Sie Sich darein fügen, meinen Namen zu führen.

„Noch einmal, leben Sie wohl, Florentine . . . leben Sie wohl für immer; . . . Sie werden mich nicht wiedersehen, Sie werden nie mehr von mir sprechen hören; . . . aber von diesem Tage an bewahren Sie mein Andenken als das Ihres besten, Ihres aufrichtigsten Freundes.

A. von Luceval."

Frau von Luceval war von dem Inhalte dieses Briefes tief gerührt; . . . kaum hatte sie ihn zu Ende gelesen, als sie das Rollen eines Wagens hörte, der sich immer mehr entfernte.

Florentine begriff, daß Valentine nicht wieder kommen würde.

Als gegen Sonnenuntergang Michel zu Frau von Luceval zurückkehrte, so übergab sie ihm den Brief ihres Gatten.

Michel war davon eben so ergriffen, als Florentine; dann sagte er lächelnd:

— Zum Glück ist Valentine Wittwe!

. . . .

Ungefähr zwei Jahre nach diesen Ereignissen enthielten die Zeitungen folgende Nachrichten:

Ausland.

„Man schreibt aus Symarkellil: Unter den seltenen Reisenden, welche es bis jetzt gewagt haben, die höchsten Gipfel des Caucasus zu erklimmen, verdient eine Besteigung erwähnt zu werden, welche im vergangenen Mai von zwei unerschrockenen Französischen Reisenden, Herrn und Madame***, ausgeführt wurde. Letztere, eine schlanke Brunette von bemerkenswerther Schönheit, hatte männliche Kleidung angelegt, und theilte alle Gefahren dieser abenteuerlichen Unternehmung; die Führer konnten ihren Muth, ihre Kaltblütigkeit und ihren fröhlichen aufgeweckten Sinn nicht genug bewundern. Wie man

behauptet, haben die beiden unermüdlichen Wanderer ihren Weg hierauf ohne Verweilen durch die Steppen nach St. Petersburg genommen, wo sie zu rechter Zeit anzulangen wünschten, um an der Seereise des Capitain Moradoff Theil zu nehmen, welcher mit einer Expedition nach dem Nordpol beauftragt ist. Die dringenden Empfehlungen an den Hof von Rußland, welche Herr und Madame*** besitzen, geben ihnen Hoffnung, daß sie die gewünschte Gunst erlangen, und dieser gefährlichen Reise nach jenen mitternächtlichen Gegenden werden beiwohnen können."

Frankreich.

Man schreibt aus Hyeres unter dem 29. December:

„In unserer Gegend zeigte sich kürzlich ein äußerst seltenes Erzeugniß des Pflanzenreichs. Man hatte uns von einem Pomeranzenbaume erzählt, welcher in dieser Jahreszeit in voller Blüthe stände. Da wir dieses Wunder zu bezweifeln schienen, so erbot man sich, uns den Beweis zu liefern, und wir begaben uns nach einem Häuschen, welches zwei Stunden weit von hier, am Ufer des Meeres gelegen ist; da

haben wir in einem schrägen Viereck, das aus Pomeranzenbäumen gebildet ist, gesehen, und zwar mit unsern eigenen Augen, was man so eigentlich sehen nennt, daß einer dieser prächtigen Bäume mit Knospen und Blüthen buchstäblich bedeckt war, so daß davon die Luft hundert Schritte weit in die Runde mit Wohlgeruch erfüllt wurde. Wir sind für die Mühe des Weges durch den Anblick dieses Wunders und durch die zuvorkommende Aufnahme der Besitzers des Hauses, des Herrn und der Madame Michel, vollkommen entschädigt worden."

Ende.

Bayerische Staats-Bibliothek München

So eben ist erschienen:

Wichtige historische Enthüllungen

über die

wirkliche Todesart

Jesu.

Nach einem alten zu Alexandrien gefundenen Manuscripte von **einem Zeitgenossen Jesu** aus dem heiligen Orden der Essäer.

Aus dem lateinischen Urtexte übersetzt.

Dritte unveränderte Auflage.

geh. ½ Thaler.

Eine Schrift, die überall, wo sie bekannt wurde, großes Aufsehen erregte, und von den Freunden des Lichts und der Wahrheit freudig begrüßt wird. Die ersten zwei Auflagen waren in wenigen Tagen vergriffen.

In gleichem Verlage ist erschienen;

Raphael.

Erinnerungen
aus
dem zwanzigsten Lebensjahre
von
A. v. Lamartine.

Deutsch
von
W. v. Blankenburg.

2 Bände geh. 1 Thlr.

In Paris verkaufte sich die erste Auflage dieses Werkes in einem Tage. Es ist das Beste, sagen die französischen Blätter, was Lamartine in Prosa geschrieben hat. Es ist in der That Poesie, nur daß sie nicht in gebundener Rede abgefaßt worden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Sieben Todsünden

Bd.: 13

Leipzig 1849

P.o.gall. 2429 i-13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10100426-7